

Wiener Stadt-Bibliothek.

7966

A

Belehrend erheiterndes  
**Taschenbuch.**

—>>><<<—  
Eine Sammlung  
interessanter Erzählungen  
aus dem Gebiete der Wirklichkeit  
der neuern Zeit.

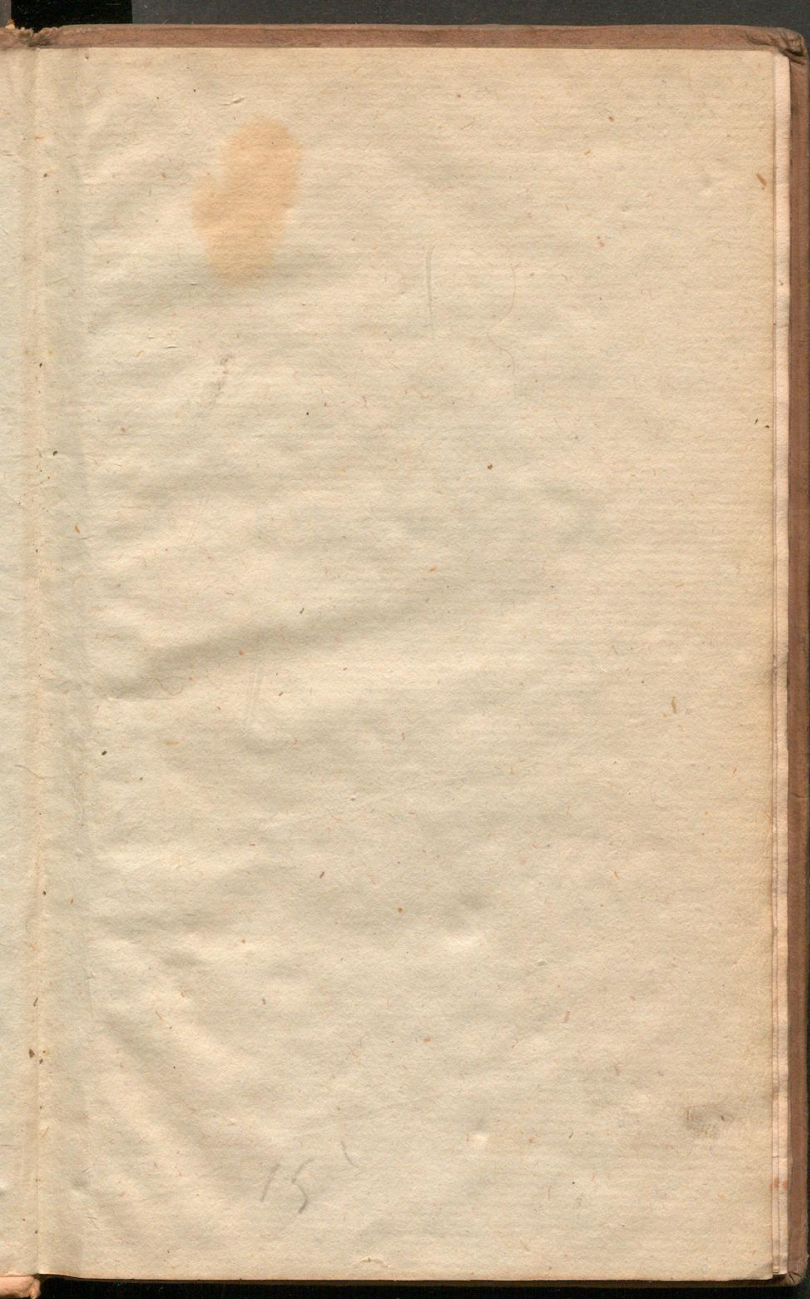
—  
Herausgegeben  
von  
**Anton Schmuckher.**

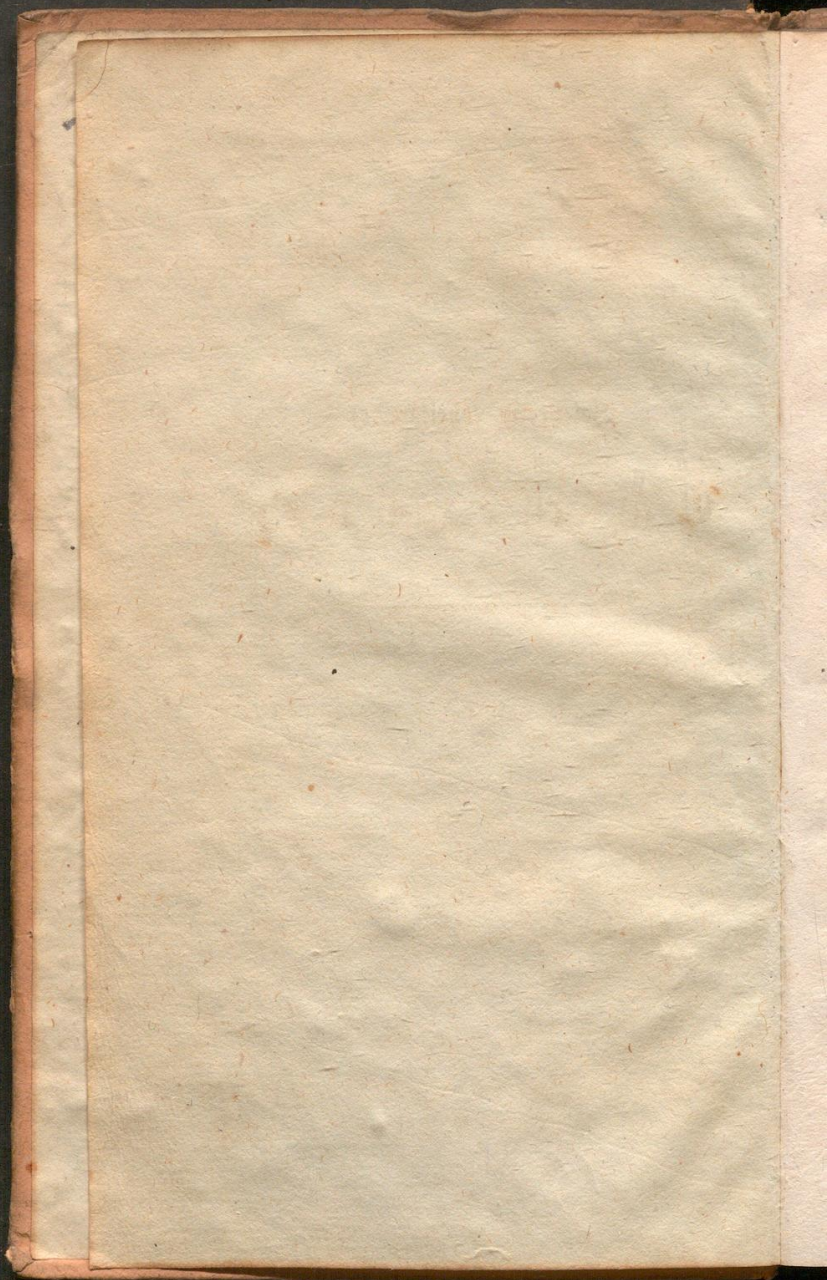
7200

FI 6

Dupl. n. 1689

7200





Belehrend erheiterndes

T a s c h e n b u c h.

---

Ex libris

Johns Hopkins

Belehrend erheiterndes

# Taschenbuch.

Eine Sammlung

interessanter Erzählungen aus dem Gebiete  
der Wirklichkeit der neuern Zeit.

Herausgegeben

von

Anton Schukher.

- 
- I. Eine Matrosen-Empörung und Gründung der Kolonie auf der Pitkairn-Insel.
  - II. Rettung eines begrabenen Scheintodten durch eheliche Liebe.
  - III. Napoleons Grab auf St. Helena.
  - IV. Die Stiergefächte in Spanien.
  - V. Die bestrafte Empörung in Cairo.
  - VI. Entführung des Papstes Pius VII.
  - VII. Notizen aus dem Tagebuche eines Arztes.
  - VIII. Die Verwundeten in den drey Julytagen zu Paris.
  - IX. Muth und Tapferkeit eines zwölfjährigen Knaben.
- 

W i e n.

Druck und Verlag von Anton Mautberger.

1837.

Verzeichnis erhaltener

# Verzeichnis

der Sammlung

interessanter Gegenstände aus dem Gebiet  
der Naturgeschichte für neuere Zeit

Veranstaltet

von

Anton Schumacher

- I. Eine Naturgeschichte und Beschreibung der Gegend um  
die Stadt Wien.
- II. Naturgeschichte der Gegend um Wien.
- III. Naturgeschichte der Gegend um Wien.
- IV. Die Gegend um Wien.
- V. Die Gegend um Wien.
- VI. Beschreibung der Gegend um Wien.
- VII. Naturgeschichte der Gegend um Wien.
- VIII. Die Gegend um Wien.
- IX. Die Gegend um Wien.



1837

Druck und Verlag von Anton Schumacher

1837



## V o r r e d e.

---

Wey der fortdauernden Vorliebe des gebildeten Publicums für geistvolle Erzählungen, glaubt man hoffen zu können, daß auch dieses Taschenbüchlein den Lectürfreunden einige Unterhaltung gewähren, und von diesen um so mehr günstig aufgenommen werden möge, als die darin enthaltenen Notizen, Skizzen und Erzählungen aus gediegenen, nicht Jedermann zugänglichen Druckschriften genommen und bearbeitet wurden, auch man hiebey eine gefällige und lebendige Darstellung zu beobachten, sorgfältig bemühet war.

Diese Taschenbroschüre dürfte daher ebenfalls, gleich andern derley Unterhaltungsschriften, als eine willkommene Erscheinung angesehen, und als belehrend erheiternder Zeitvertreib gelesen zu werden, verdienen.

Der Herausgeber.

I.

**Eine Matrosen: Empörung  
und Gründung der Colonie auf der  
Pitkairn: Insel.**

---

Den 23. December 1787 lichtete ein Kauffahrtey-  
schiff von 250 Tonnen Last, mit einer Bemannung  
von 46 seerfahrenen Matrosen, die man unter den bes-  
ten ausgewählt, zu Spithead (auf der Insel  
Wight in England) die Anker, und ging nach der  
berühmten Insel Otaheiti unter Segel. Der Capitän  
Bligh befehligte das Fahrzeug.

Er war ein strenger Mann, leicht reizbar, von  
unbeugsamen Charakter, übrigens entschlossen, unter-  
richtet, nie um Rath und Hülfe verlegen, auf der  
See großgewachsen, geachtet von seinen Untergebe-  
nen. Er sollte von Otaheiti eine Ladung Brotbaum-  
früchte holen, und es versuchen, dieses nahrhafte  
Gewächs auf den westindischen Inseln, die mit afri-  
kanischen Sklaven bevölkert waren, einzuführen. Die-  
ser Unternehmung Zweck war lobenswerth; ihr Ziel  
war sehr unglücklich. Der Wohlthätigkeit (dies  
war des Schiffes Name) war das befremdendste Ge-  
schick vorbehalten, dessen Andenken die Jahrbücher  
des Seewesens aufbewahrt haben.

Der Brotfruchtbaum ist beynabe von der Höhe

und Gestalt unserer Äpfelbäume. Er ist mit rundem Laube gekrönt. Seine Früchte, groß wie ein kleines drey Zoll langes, zwey Zoll breites und anderthalb Zoll hohes Milchbrötchen, hängen ungefähr auf dieselbe Weise an den Zweigen, wie unsere Äpfel. Eine ziemlich harte Schale umschließt saftiges Fleisch, das sich lange hält, ohne zu schimmeln oder sauer zu werden, und dessen Geschmack zur Zeit seiner Reife vortrefflich ist. Durch leichtes Kochen kann man ihm einen noch angenehmern, süßern Geschmack geben, der, nach dem Ausdrücke des Capitäns Cook, dem des Weizenbrotes, vermischt mit dem nahrhaften Theile einer jungen Artischocke, ähnlich ist.

Während Ansons Aufenthalt auf Timian gaben seine Leute der Frucht des Brotbaumes den Vorzug vor Allem, was ihnen auf dem Schiffe ausgetheilt wurde. Acht Monathe hinter einander gibt der Brotbaum seine Früchte. Bewunderungswürdiges Geschenk der Natur, das von aller Sorgfalt der Eingebornen dieser Gegenden befreyen zu wollen scheint.

Am 5. Januar, nach einer schwierigen Schifffahrt, befand sich das Fahrzeug im Angesicht von Tenerriffa. Nach einem dreymonathlichen Kampfe mit dem stürmischen Ocean verweilte der Capitän Bligh am Vorgebirg der guten Hoffnung, wo er den 1. July wieder die Segel lichtete. Am 20. August ging er in der Abenteurbucht auf Van Diemens-Land vor Anker, brach am 4. September wieder auf, und kam am 26. October zu Otaihiti an.

Das Schiff, von Gegenwinden mehrmahls ver-

schlagen, hatte 27,426 Meilen oder mehr als 9000 Stunden zur See zurückgelegt. Diese Ueberfahrt von zehn Monathen hatte das Fahrzeug stark angegriffen und die Mannschaft erschöpft. Des Capitäns übertriebene Strenge hatte die Expedition noch beschwerlicher gemacht. Bald unterdrückte er einen Theil der Nationen, bald, unter dem leichtesten Vorwande, ließ er Officiere, Matrosen und Schiffsbuben an die Mastbäume schließen oder mit Ruthen peitschen.

Sey es, daß seiner Leute Ungehorsam oder ihre Trägheit ihn zwangen, zu so empörenden Züchtigungsmitteln seine Zuflucht zu nehmen; sey es, daß sein unbeugsamer Charakter, und die Gewaltthätigkeiten, die er beynabe zur Tagesordnung gemacht, seiner Autorität geschadet, — der Capitän war eben so unzufrieden über die Matrosen, als diese über ihren Capitän erbittert waren.

Schiffscommandanten hatten bey ihren Leuten schon unerbittlichere Gerechtigkeitspflege geltend gemacht, aber nie hatte ein Officier durch empfindlichere Beschimpfungen, durch entehrendere Strafen seine Mannschaft mehr zu demüthigen sich bemüht. Seine immerwährenden wilden Drohungen allein wären im Stande gewesen, alle Gemüther von ihm abzuwenden, selbst wenn seines Benehmens Strenge nicht schon den von ihm eingeflößten Haß vermehrt hätte.

Solches war des Schiffes moralische Stimmung, als die Wohlthätigkeit zu Otaïti ankam. Das energische Band der Mannszucht, die eiserne Kette, die Erziehung und Geseze schmieden, war allein im Stande,

die gegen ihren Befehlshaber erbitterten Leute inner den Schranken ihrer Schuldigkeit zu erhalten. Das Schiff hatte sehr gelitten. Unter dem Vorwande, es auszubessern, brachte Bligh auf Otafiti, dessen üppigem Leben er nicht zu widerstehen vermochte, sechs ganze Monathe zu, während die Matrosen ihre Gewohnheiten der Thätigkeit und des Gehorsams gegen die eines müßigen, weibischen Lebens austauschten. Man wird bald gewahr werden, wie streng und fürchterlich dieser Fehler bestraft wurde.

Eine lächerliche Parodie europäischer Sitte hatte noch nicht auf Otafiti sich geltend gemacht. Die Missionäre hatten dort noch nicht weder eine Nachahmung des brittischen Parlaments, noch ein seltsames Phantom irreligiöser Gebräuche eingeführt. Ihr Eiland hatte damahls eine so traurige Umgestaltung noch nicht erlitten, es war noch das lachende Otafiti des Capitäns Cook, die Insel, deren natürliche Glückseligkeit Bougainville den erstaunten Einwohnern Europa's hinterbrachte, und die durch ihrer Sitten alleinige Verführung alle Schiffe entvölkert haben würde, die dort vor Anker gingen, hätten die Capitäne nicht alle ihnen zu Gebote stehenden Verhinderungsmittel in Anwendung gebracht.

Der Weiber Schönheit, ihre Bärtlichkeit, die Leichtigkeit zu leben durch den Ueberfluß an Früchten, des Himmels Milde und die Gleichförmigkeit des Klima's, — welche Reize für arme Matrosen, die bis dahin des Capitäns Tirannen, den Wechselangriff der Jahreszeiten, die Strenge der Seegesetze erduldet, und

die unaufhörlich dem Tode Trotz biethen mußten für eine schwache Besoldung, die über dem von keiner Hoffnung des Ruhms begleitet war! Stellt man zwischen sie die doppelte Summe von Glück und Unglück, welche dem Officier der englischen Marine und dem Otahiter zu Theil wurde, so wird man leicht erkennen, daß es schwer oder unmöglich ist, zwey ungleichere Preise sich zu denken.

Mitten in der lachendsten Landschaft, unter einem klaren, glühenden Himmel, vom Seewinde gemildert, lebte der Otahiter ruhig, ohne Sorgen, und überließ sich dem Vergnügen, sein Daseyn zu genießen. Alle Seefahrer, die vor Ankunft der Missionäre auf Otahiti verweilt haben, sind übereinstimmend in seinem Lobe. Man konnte das von ihnen beschriebene Land als ein wahres Eden betrachten.

Auf dieser Insel fand, während einem Aufenthalt von 23 Wochen, die Mannschaft der Wohlthätigkeit die herzlichste Gastfreundschaft. Von Tag zu Tag wurde diese Gastfreundschaft inniger, dahingebender. Der Capitän Bligh, dieß Muster eines englischen Schiffsbefehlshabers, in seiner Wildheit und üblen Laune, ließ sich durch Einfluß und Beyspiel der ihn umschließenden verführerischen Sitten bestriicken. Er verweilte viel länger auf der Insel, als er gesollt, als es nöthig gewesen, ohne die traurigen Folgen voraus zu sehen, welche Vergessenheit der Mannszucht, die nothwendigerweise durch den langen Aufenthalt in dieser Insel sich einschleichen mußte, und die

sodann die schwierige Dienstpflicht nicht mehr zu ertragen vermochte, zu erzeugen im Stande war.

Der Capitän wußte indessen, wie sehr seine Leute ihn haßten. Dieser Haß und die Erinnerung des glücklichen Lebens auf Otaïti veranlaßten bald nachher die fürchterlichen Scenen, deren Schauplatz zugleich das Verdeck eines Schiffes, der unübersehbare Ocean und ein Kriminalgericht Großbritanniens wurden.

Die Nacht vom 28. zum 29. April war eine jener herrlichen Nächte der Wendekreise, die man schon so oft beschrieben, und die dennoch allen Zauber des Pinsels, allen Gaukeleyen des Styls Troß biethen. Die Wohlthätigkeit schwamm geräuschlos auf einer ruhigen Fluth. Ein erfrischender Luftzug war auf des Tages Hitze gefolgt. Des Mondes Sichel funkelte am Himmel, und verbreitete ihre silberne Spur auf dem Gewässer, das sich nur leicht, fast unbemerktlich kreiselte.

Bligh, der Tags vorher seinen Lieutenant Christia n mit Beschimpfungen jeder Art überhäuft, und der, wie alle von vorübergehendem Zorn verblendete Menschen, nach seinem Paroxismus sich beruhigt und sein Unrecht erkannte, unterhielt sich noch, bevor er sich zur Ruhe begab, mit dem Hochbootsmann auf dem Verdeck.

Diese Unterhaltung dauerte nicht lange. Bligh war sanfter, geduldiger, als gewöhnlich. Er sah nur eine glückliche Zukunft, Belohnungen seines Muthes und seiner Beharrlichkeit vor sich. Er wünschte sich Glück, alle Hindernisse und Schwierigkeiten einer so langen und beschwerlichen Reise durch seinen Muth



beynahe gänzlich überstanden zu haben. — Er ahnete nicht, daß er zum letzten Mahle als Gebiether den Blick über das ihm anvertraute Schiff warf.

Seit zwey Tagen sann Christian auf Mittel, der immer unerträglicher werdenden Tyranny des Capitäns zu entgehen. Von einer angesehenen Familie abstammend, voll Eifer und Ehrgeiß, unfähig, eine Beschimpfung zu ertragen, hatte Blich ihn einen Dieb, einen Lügner und Betrieger, einen niederträchtigen Kerl, in Gegenwart des ganzen Schiffsvolks genannt. Er wollte nicht den Oberbefehl des Schiffes sich zueignen und den Capitän ermorden, sondern der Autorität eines Gebiethers sich entreißen, der ihn zu immerwährenden Martern verurtheilte.

In einer einzigen Nacht erbauete Christian eine Fährre, auf welcher er sich allein einschiffen wollte. Er steckte in einen Sack mehrere nothwendige Werkzeuge, ein gebratenes Schwein, Nägel, einen Hammer u. s. w., und war bereit, diese abenteuerliche Expedition, es koste, was es wolle, zu unternehmen. Das Meer konnte ein so zerbrechliches Fahrzeug verschlingen; dagegen konnte auch der Zufall den Waghals begünstigen. Vielleicht gelang es ihm, auf der Küste von Tofa, einer Insel, in deren Gewässer das Schiff damahls sich befand, zu landen.

Es waren zu viele Matrosen auf dem Verdeck, als daß Christian sein Vorhaben in derselben Nacht hätte in Ausführung bringen können. In der folgenden, wo er die Wache hatte, bemerkte er mit Erstaunen, daß das Verdeck leer war. Heyward, sein

Wachgefährte, lag ausgestreckt auf der Waffenkiste und schlief. Hallert, der ebenfalls mit ihnen wachen sollte, hatte sich ins Zwischendeck begeben.

Zum ersten Mahle fiel ihm nun der Gedanke ein, eines Schiffes sich zu bemächtigen, dessen Capitän schlief, und dessen Mannschaft gegen den Anführer im höchsten Grade erbittert war. Kaum hatte er einige Minuten diesen Plan durchdacht, so weckte er die beyden Matrosen, Matthias Acintal und Isak Martin, deren Körper noch ganz mit blutigen Striemen bedeckt waren, Folge einer barbarischen Züchtigung, der Bligh kurz vorher sie unterworfen.

Sie vernahmen Christians Vorschlag mit Entzücken, gaben demselben ihren vollen Beyfall, und unterrichteten Carl Churchill, ein anderes Opfer der Nachsicht des Capitäns, von dem gefaßten Entschlusse. Drey ihrer Cameraden, Alexander Smith, Johann Williams und Wilhelm Mackey, traten ebenfalls dem Complotte bey.

Alle diese Matrosen hatten schon auf Otahiti sich innig aneinander geschlossen, und den Wunsch sich mitgetheilt, auf dieser Insel bleiben zu können. Die Schönheit der otahitischen Frauen, ihre zarte Empfindsamkeit, die von der Civilisation Alles errathen zu haben scheint, was das Angenehmste und Ergreifendste in ihr ist, liehen diesen Erinnerungen einen mächtigen Reiz der Verführung.

Sobald die Genannten ihre Theilnahme an der Verschwörung gegen den Capitän mit Hand und Mund versprochen, begab sich Christian in das Zwischen-

deck, und verlangte von dem Waffenschmied den Schlüssel zu der Waffenkiste, unter dem Vorwande, eine Büchse daraus zu nehmen, um einen Haiisch zu tödten. Er bewaffnete sodann seine Leute, vertheilte Dolche und Pistolen an andere Matrosen, die noch nicht wußten, welche Absicht man im Schilde führe, und schritt der Kajüte des Capitäns zu.

Plötzlich aus dem Schlummer aufgeschreckt, sah Blich Christians drohende Augen auf die seinigengeheset. Man ergriff ihn, band ihm die Hände hinter den Rücken, und drohete ihn auf der Stelle niederzuhauen, wenn er einen Laut ausstöße. Demungeachtet rief er um Hülfe. Aber Niemand gehorchte mehr seiner Stimme. Schildwachen standen an der Kajütenthür. Alle Officiere, die seine Partey hätten ergreifen können, wurden streng bewacht. Der Mannschaft Ueberrest war bereit, Christian zu unterstützen.

Der Korporal Churchil, der Kanonier Johann Miller und der Matrose Burkitt hielten ihre Flinten dem Capitän gegen die Brust. Man zog ihn auf's Verdeck, wo er mit gebundenen Händen an den Fockmast gestellt wurde, umringt von den bewaffneten Matrosen, deren Bewegungen Christian, mit einem großen Messer bewaffnet, bestimmte.

Vergebens fragte Blich, weshalb man ihn so gewaltthätig behandle? Er erhielt keine Antwort. Die Verschwornen versicherten sich unverweilt des Hochbootsmanns, des Kanoniers und der beyden Officiere Elphinstone und Nelson. Neue Schildwachen

wurden überall ausgestellt. Christian war Meister des Schiffes.

Bligh, vor dessen tyrannischer Laune kurz vorher noch Jedermann gezittert, war jetzt halb nackt, wie ein Uebelthäter gebunden, dem Gelächter und den Beschimpfungen aller Derjenigen ausgesetzt, die er so oft bedrohet oder bestraft hatte.

»Warum betragt Ihr Euch auf solche Weise gegen mich, Christian?« fragte er, indem er Thränen der Wuth vergoß.

»Du hast eine Hölle aus Deinem Schiffe gemacht. Dulde jetzt, was Du verdienst. Was Du jetzt leidest, ist nichts im Vergleich mit dem, was wir durch Dich gelitten.«

»Her zu mir, Matrosen, Kinder, rettet mich,« schrie der Capitän.

Niemand antwortete. Von Zeit zu Zeit erhob Christian seine Stimme und rief: »Schweig, oder Du bist des Todes.«

»Macht ein Ende mit ihm,« sagten mehrere Matrosen. »Wenn er nicht das Maul halten will, jagt ihm eine Kugel durch den Kopf.«

»Hochbootsmann,« rief der Verschwörer Anführer, laßt die Schaluppe ins Meer. Spudet Euch. Wer nicht gehorcht, auf der Stelle niedergeschossen.«

Unter den Augen des Capitäns wurde nun die Schaluppe flott gemacht. Man nöthigte zwey Mitschiffsmänner, Hallert und Heyward, nebst dem Buchhalter Samuel, in dieselbe sich zu begeben. Bligh sah schon das ihm bestimmte Schicksal voraus.

Er gab sich alle nur ersinnliche Mühe, seinen Hengern zu entgehen. Sein ganzer Körper war mit Schweiß bedeckt.

Gezwungen, mit ihm zu ringen, ergriff Christian ein Bayonnet, drehete mit Gewalt den Strick zusammen, der des Capitäns Hände umschloß, und den er durch seine heftigen Bewegungen locker gemacht. Er drückte ihm dabey das spizige Eisen auf die Brust.

Achtzehn Personen, die keinen Theil genommen an der Empörung, und deren die Uebrigen sich entledigen wollten; zwey Quartiermeister, zwey Köche, ein Schiffsjunge, ein Metzger, ein Botaniker, ein Schiffsmeister, der Hochbootsmann, ein Zimmermann und zwey Mitschiffsmänner wurden in der Schaluppe nebeneinander geschichtet. Man erlaubte ihnen, Segel, Lauwerk, Wasser, Ahum und Schiffszwieback mit sich zu nehmen. Man gab ihnen auch einen Quadranten und einen Compas. Dagegen verboth man ihnen, irgend etwas anderes zu berühren.

Christian ließ Branntwein vertheilen unter die Matrosen, und alle riefen einstimmig: »Nieder mit dem Capitän! Bringt ihn um! Macht ihm den Gar aus!« Der unglückliche Blich sah nun wohl, daß er sich keine Hoffnung auf Rettung machen durfte. Nur Isak Martin, einer der ihn bewachenden Matrosen, bezeugte ihm einige Theilnahme. Er wurde sogleich abgelöset, und auf einen andern Posten geschickt. Seine Bitte, den Capitän begleiten zu dürfen, wurde ihm, wie drey andern Matrosen, Norman, Joseph Coleman und Macintosh,

ebenfalls verweigert. Man zwang sie, auf dem Schiffe zu bleiben. Der Buchhalter Samuel war glücklich genug, des Capitäns wichtigste Papiere zu retten. Nur mit vieler Mühe erhielt der Zimmermann die Erlaubniß, sein Werkzeug mit sich zu nehmen.

»Warum,« schrien einige Matrosen, »läßt man ihnen die Mittel, unserer Rache Trost zu bieten? Mit Allem, was man ihnen zugesteht, werden sie in weniger als einem Monath ein neues Schiff erbaut haben.«

»Das ist wahr, das ist wahr,« riefen die Uebrigen. Von nun an wurde jede Forderung der Verbanneten rund abgeschlagen. Die Schaluppe war voll; nur der Capitän fehlte noch. Alle seine Vorstellungen und Bitten blieben fruchtlos. Als er eben den Fuß in das Boot setzte wollte, drangen heiße Thränen aus seinen Augen. Er wandte sich gegen Christian, und sagte zu ihm:

»Ich habe Euch befördert, Christian. Alle Eure Seekenntnisse, wie Euern Rang, verdankt Ihr mir.«

»Ihr habt das Schiff zur Hölle gemacht, Capitän! ich wiederhole es Euch. Man war mit Euch, wie in der Hölle.«

»Aber erinnert Euch meiner Dienste und meiner Wohlthaten.«

»Ja, ja, Capitän. Aber Ketten, Peitschenhiebe, Beschimpfungen, Entbehrungen jeder Art, die Ihr über Eure Leute verhängt habt, erinnert Ihr Euch derselben auch?«

»Ich gebe Euch mein Ehrenwort, mein Wort als Capitän, als Matros, vor Gott und Menschen, daß ich Alles vergessen will, wenn Ihr ablaßt von Euerm Vorhaben.«

»Unmöglich«, entgegnete Christian, der gerührt zu seyn schien. »Es ist jetzt zu spät. Vorwärts!«

»Um meiner Frau und meiner unglücklichen Kinder willen...«

»Ihr hättet an sie denken sollen, als Ihr der Tyrann des Schiffes waret.«

»Ich schwöre auf meine Ehre, daß...«

»Eure Ehre verboth Euch, Martin mit Ruthen peitschen zu lassen, Ledyard sechs Wochen lang im untern Schiffsraum einzusperren, mich einen Dieb, einen Schurken, einen Lügner, einen Elenden zu nennen, mich, Euern Lieutenant. Ihr habt Euch betragen, wie ein Feiger. Ihr waret unser Aller Henker. Empfanget jetzt Eure Strafe. Wir sind noch barmherzig genug, Euch das Leben zu lassen.«

Man zwang den Capitän, in die Barke zu treten, die, mit Menschen überladen, unmittelbar von dem Schiffe abgestoßen wurde. Die auf diesem letztern bleibenden Matrosen ließen ein gellendes Gelächter vernehmen, als sie die Unglücklichen mit den Wellen kämpfen sahen, allein in einem schwachen Boote, mitten auf dem weiten Ocean, in einer ungeheuern Entfernung von allen Puncten, wo sie hätten einen Zufluchtsort finden können.

Die Schaluppe des Capitäns Blich war drey und zwanzig Fuß lang. Es befanden sich in ihr neun-

zehn Personen, nebst Lebensmitteln und Werkzeug jeder Art. Man war auf einem Meere, dessen Schifffahrt noch wenig bekannt geworden, und Timor, der nächste Punct, wo man verweilen konnte, war noch mehr als 1200 Meiler (400 Stunden) von der Stelle entfernt, wo die Unglücklichen den Wellen überlassen worden. Die Barke war so sehr belastet, daß sie kaum zwey Hände breit über dem Wasser aufragte. Zudem war sie leck, so daß man selbst bey ruhigem Wetter fürchten mußte, früher oder später unter zu gehen.

Bligh's erste Sorge war, den Zustand seiner Hülfsmittel zu untersuchen. Sie bestanden in 150 Pfund Schiffszwieback, 32 Pfund Schweinefleisch, 6 Pinten Rhum, 6 Flaschen Wein, 28 Fässern Wasser und 4 leeren Tonnen.

Die Insel Tosa war nicht fern. Unsere Verbannten erreichten sie, aber die Bewohner derselben widersetzten sich ihrer Landung, und vertrieben sie mit Gewalt. Die meisten Unglücksgefährten Bligh's wurden leicht verwundet. Aus allen Kräften ruderten sie wieder in die offene See. Sie sahen nun erst, wie verzweiflungsvoll ihre Lage war.

Nach kurzer Berathung wurde des Capitän's Vorschlag angenommen, von nun an mit einer Unze Brot und einem Glas Wasser täglich sich zu begnügen. Bligh ließ alle schwören, nie mehr zu verlangen. Den 2. May wurde das kleine Fahrzeug von günstigem Winde rasch fortgezogen. Der Capitän ernannte



seine Officiere, und übte dieselbe Gewalt aus, wie auf der Wohlthätigkeit.

Am andern Morgen ging die Sonne glühend roth auf, Anzeichen eines nahen, heftigen Sturmes. In der That ging das Meer bald hoch. Der Wind wurde immer stärker und stärker. Die Wellen schlugen bald so hoch, daß, wenn das Boot sich zwischen zweyen derselben befand, seine Segel zusammen fielen, und den Wind nicht mehr auffassen konnten. Unaufhörlich mußte man das Wasser ausschöpfen, das in der Schaluppe immer höher stieg, welche die Fluth jeden Augenblick verschlingen zu wollen schien.

Demungeachtet verloren die Unglücklichen den Muth nicht. Blich selbst wunderte sich über ihre Beharrlichkeit. Der Zwieback schimmelte, weil er feucht geworden. Man warf fast alle Kleider in's Meer. Die meisten Matrosen waren beynahе ganz nackt. Der Regen floß mit Hestigkeit und erstarrte ihr Blut. Sie zitterten an allen Gliedern. Ein Löffel voll Rhum und ein kleines Stück Brotbaumfrucht, das waren ihre einzigen Stärkungsmittel. Hoffnung allein hielt sie aufrecht.

Blich's Strenge hatte auf dem Schiffe sein Unglück veranlaßt; sie rettete die Schaluppe. Die vollkommenste Ordnung herrschte auf dem kleinen Fahrzeuge. Jeder hatte der Reihe nach die Wache. Von dem angreifenden Dienst ermüdet, schliefen Einige, auf dem Boden ausgestreckt, während die Andern die nothwendigen Manöver verrichteten, und einen ungleichen Kampf gegen das wüthende Meer

fortsetzten. Kaum konnten die Unglücklichen sich noch bewegen, oder ihre Glieder ausstrecken.

Wenn der Regen floß, sammelten sie ihn sorgfältig, um ihren Wasservorrath zu vermehren. Erblickten sie eine grünende Insel, so wagten sie es nicht, sich ihr zu nähern. Erfahrung hatte ihnen gelehrt, welchen Empfang sie zu erwarten hatten. Man mußte diese Menschengerippe, diese lebenden Leichname sehen, hin- und hergeworfen mit ihrem Nachen, auf einem gränzenlosen Meere, vor Frost zitternd, fast ohne Lebensmittel, eine halbe Unze Brot und einen Löffel voll Ruhm als ein köstliches Mahl betrachtend. Das Leben muß dem Menschen doch sehr lieb seyn, weil er es noch in solcher Lage zu ertragen im Stande ist.

Den 9. und 10. May vermehrte ein heftiges Donnerwetter der armen Seefahrer Noth. Am 11. waren Alle krank. Der Regen strömte unaufhörlich vom Himmel, und raubte ihnen die Ruhe, deren sie so bedürftig waren. Blich rieth seinen Leuten, ihre vom Regenwasser durchweichten Kleider in die See zu tauchen, und in der That erlangten sie dadurch einige Milderung ihrer Schmerzen. Das üble Wetter dauerte den 13. und 14. fort, verstärkte sich noch am 16., und hörte erst am 24. gänzlich auf.

Wenn ein Sonnenstrahl das dichte Gewölk durchdrang, womit der Himmel bedeckt war, fühlte sich die Mannschaft wieder wie neu belebt. Alle zitternden Glieder, alle erstarrten Körper fühlten dann der Wärme wohlthätigen Einfluß. »Das war (sagt der Capitän

Bligh in seinem Bericht) ein Augenblick allgemeiner Freude. Die Einen trockneten ihre wenigen Kleidungsstücke an der Sonne. Die Andern, nur noch mit Lumpen bedeckt, genossen mit Entzücken die wiederkehrende Hitze, welche sie so lange entbehrt.

Einige Vögel, deren man um dieselbe Zeit sich bemächtigen konnte, verstärkten ein wenig die Mahlzeit, und endlich am 28. Morgens traf das Geräusch der Wellen, die sich an den Klippen von Neuhoiland brachen, der Leidenden Ohr.

Bligh, dessen Muth und Beharrlichkeit alle Gefahren überstanden, suchte nun einen Weg durch die Klippen. Eine rasche Strömung riß die Schaluppe fort, die bald nachher auf ruhigem Gewässer schwamm. Alle fielen auf ihre Knie und dankten Gott für ihre wunderbare Rettung. Welches Gebeth konnte rührender seyn!

Gegen Abend legten sie bey einer kleinen, sandigen Insel an, an deren Felsen Austern in Menge hingen. Das war für sie eine unerwartete Hülfe. Die Matrosen hielten sich für gerettet. Hier zum ersten Mahl beurkundeten sich einige Zeichen von Ungehorsam. Man empörte sich gegen des Capitäns Strenge, weil er den überflüssigen Vorrath mit zu karger Hand austheilte. Mit dem Pistol in der Faust zwang Bligh seine Leute, zu gehorchen, und die Schifffahrt fortzusetzen.

Auf der Fahrt, längs der Küste von Neuhoiland, fand man einige Früchte, Vögel und nahrhafte Wurzeln. Dem ungeachtet wurde die Mannschaft von Tag

zu Tag fränker. Die Meisten sahen kaum noch menschlichen Wesen ähnlich; Alle waren zum Entsetzen mager; ihre Beine waren stark geschwollen, die Haut war grünlich, und von tiefen Runzeln durchfurcht. Ein beständiges Fieber, ein unbesiegbares Bedürfniß zu schlafen schien ihnen einen nahen Tod zu verkünden. Sie hatten weder Hoffnung noch Furcht mehr, und waren wie in Starrsucht versenkt. In einem solchen Zustande dämmerten am 12. Juny die Küsten von Timor vor ihren Augen auf.

»Es ist mir unmöglich zu beschreiben,« sagt Bligh, »was wir bey diesem Anblick empfanden. Alle meine Leute weinten vor Freude; Einige, auf den Knien liegend, den Kopf zwischen ihren Händen verborgen, waren nicht im Stande, irgend ein Wort auszusprechen. Ein alter Seemann, Lebogne, der seit drey Tagen unbeweglich geblieben, stieß einen langen Schrey aus, und verschied.«

»Ein und vierzig Tage waren vergangen, seit die Empörer der Wohlthätigkeit uns auf das offene Meer geschleudert. Wir hatten einen Raum von 1200 Meilen durchschiffet; eine schöne Reise in einer offenen Schaluppe und mit so wenigen Lebensmitteln. Es war ein wirkliches Wunder.«

»Als die Bewohner von Kupang unser zerbrechliches Fahrzeug sich dem Ufer nähern, als sie einige Schatten die Ruder bewegen, und die Segel lenken sahen, eilten sie in Menge uns entgegen. Diese Augen, tief gehöhlet von Hunger und Mattigkeit, wo nur noch ein mattes Feuer glimmte; diese von Haa-

ren entblößten Köpfe; diese kaum noch mit einer gelben, zusammengeschrupften Haut bedeckten Knochen; diese Unglücklichen, die sich, einer auf den andern gestützt, an's Land schleiften, und die nicht Kraft genug hatten, zu sprechen, waren für die Einwohner von Kupang Gegenstände des Erstaunens und des Entsetzens.«

»Vergebens würde ein Mahler ein ergreifenderes Gemählde darzustellen sich bemühen. Die Eingebornen waren menschlich genug, uns in ihre Wohnungen aufzunehmen, und uns Lebensmittel zu reichen. Einige von ihnen trugen den Leichnam des armen Lebogne an's Land. Andere unterstützten uns, und waren uns behülflich, fortzuschreiten.«

Die Jahrbücher der Seereisen biethen nur zwey Beispiele dar, die dem eben mitgetheilten zur Seite gestellt werden können: Die Durchschiffung des atlantischen Meeres von der Schaluppe, der *Zentaur*, und die Kühne von *Diego Botello Ferreira* unternommene Schifffahrt, wo der Genannte von *Kamboga* auf einer Fusa, oder einem Kanonierboot, unter Segel ging, und zu *Lissabon* landete.

Nach einem zweymonathlichen Aufenthalt zu *Kupang* schiffte sich der Capitän *Bligh* auf einem holländischen Packetboot ein, und traf den 14. März 1790 auf der Insel *Bigit* ein. Von den achtzehn Männern, die sein Schicksal getheilt, waren sieben seit ihrer Ankunft auf *Timor* gestorben.

Die Schilderung dieses merkwürdigen Seeabenteuers erregte in ganz England ein mächtiges Inte-

resse. Wo der Capitän sich zeigte, wurde er von der Menge umringt, die ihm die aufrichtigste Theilnahme bezeugte. Der allgemeine Unwille gegen Christian und seine Genossen sprach sich durch Verwünschungen jeder Art aus, und die Regierung ließ ein Schiff ausrüsten, um auf die Verbrecher Jagd zu machen, sich derselben zu versichern, und sie nach England zu bringen, wo sie vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollten.

Da nach allem sichern Vermuthen die Empörer des Schiffes, die Wohlthätigkeit, wieder nach Otabiti zurückgesegelt waren; so ging in dieser Voraussetzung auch die zur Auffangung der Verschwörer ausgesandte Fregatte von 24 Kanonen, die Pandora, mit einer Besatzung von 160 Mann, unter Befehl des Capitäns Edwards, am 23. März 1791 daselbst vor Anker.

Der Sendung Zweck ward aber nur halb erfüllt. Denn kurz vorher hatte Christian, vermuthlich in der Vorstellung, falls Capitän Blich im Stande gewesen sey, irgend einen Theil des festen Landes zu erreichen, man die Empörer überall, vorerst aber in Otabiti, aufsuchen würde, mit neun ausgewählten Begleitern, nachdem sie das Schiff, die Wohlthätigkeit, in aller Stille mit einer Menge Ziegen, Schweinen, Geflügel, Samen und Pflanzen aller Art, dann mit Allem, was sie dachten, daß es ihnen von einigem Nutzen seyn würde, versehen, und nebstdem jeder auch eine Frau am Bord genommen hatten, diese Insel und die übrigen Schicksalsgefährten heimlich verlassen; daher nur sechszehn derselben, welche auf

Otahiti geblieben, mit Ausnahme von zweyen, die von den Eingebornen umgebracht worden waren, in die Hände des Capitäns der Pandora geriethen.

Die Unglücklichen, welche Otahiti nicht verlassen, und deren Capitän Edwards sich versicherte, waren noch für ein trauriges Geschick aufbewahrt. Der erste von ihnen, Joseph Coleman, Waffenschmied der Wohlthätigkeit, kam an Bord, und stellte sich freywillig als Gefangener. Heywood, der gar keinen Antheil an der Verschwörung genommen, und den die Empörer gezwungen, bey ihnen zu bleiben, erschien bald nachher. Die andern hatten einen Schooner erbaut und waren Tags vorher in See gegangen. Edwards schickte ihnen zwey Marine-Lieutenants nach, die sich ihrer Personen bemächtigten.

Raum befanden sich die Gefangenen an Bord der Pandora, als die Einwohner von Otahiti, deren Töchter diese Engländer geheirathet, oder bey denen sie gewohnt, sich beredeten, ihre Schwiegersöhne und Freunde zu retten. Täglich erneuerten sich nun rührende Scenen auf dem Schiffe. Die jungen Frauen brachten Lebensmittel ihren Männern, welche sie nun auf immer verlieren sollten, und die nichts vor sich sahen, als ein Schaffott. Eine derselben, die Tochter eines der einflussreichsten Vorsteher der Insel, säugte ein Mädchen, das sie von Steward gehabt, und wohnte mit ihm in ihres Vaters Hütte, als die Pandora bey Otahiti anlegte. Peggy (ihr Mann hatte diesen Nahmen ihr gegeben) bestieg, ihr Kind an der Brust, ein Boot, und warf sich in ihres Mannes

Arme. »Die Zusammenkunft dieser Unglücklichen war so herzerreißend,« sagt ein Methodisten-Missionär, der dieser Scene beywohnte, »daß alle Officiere, davon in tiefster Seele erschüttert, genöthigt waren, sich zu entfernen. Edward selbst, der von den Thränen seiner Frau sich zerschmettert fühlte, bath, wie um eine Gnade, den Capitän, sie nicht mehr an Bord zu lassen. Man riß sie aus den Armen ihres Gatten, um sie an's Land zu bringen, wo sie unbeweglich blieb. Als sie erfuhr, daß sie ihn nicht wieder sehen dürfe, verfiel sie in eine abzehrende Krankheit, die schnell ihre Lebensorgane angriff. Nach zwey Monathen starb sie als Opfer einer so wahren, tiefgefühlten Liebe.«

Die Eingebornen, von Mitleid über das traurige Schicksal der Gefangenen verleitet, faßten den Entschluß, bey dem ersten Windstoß, der die Pandora auf ihren Ankern bewegen würde, derselben Laue zu kappen. Capitän Edwards wurde davon unterrichtet, und von diesem Augenblicke verboth er jede Berührung zwischen den Otahitern und den Empörern.

Diese letztern befanden sich in einem runden Verschlag im Zwischendeck, der nur ein wenig Licht von oben erhielt. Der Raum mochte kaum eilf Geviertfuß messen. Sie waren sämmtlich mit Ketten an Händen und Füßen belastet. Diese »Büchse der Pandora,« wie die Matrosen sie nannten, hatte nur einen Eingang, der zugleich als Fenster diente. Eine davor stehende Schildwache hatte den Befehl, augenblicklich Feuer zu geben, nicht allein auf jeden Otahiter, der es versuchen wollte, mit den Gefangenen zu sprechen, son-



bern auch auf jeden Gefangenen, der mit seinen Gefährten in der Sprache von Otabiti sprechen würde.

Eine Barbarey, die sich durch nichts entschuldigen läßt, charakterisirt alle Umstände, welche man noch mitzutheilen hat. Die meisten Gefangenen hatten keinen thätigen Antheil genommen an der Empörung. Einige waren freywillig, in vollem Bewußtseyn ihrer Unschuld, gekommen, um sich dem Capitän zu überliefern. Demungeachtet schlug man sie in Fesseln. Des Gebrauches ihrer Glieder beraubt, genöthigt, immer in derselben Stellung zu bleiben, hörten diese Unglücklichen, denen es verboten war, ihren Kerker zu verlassen, nichts als Verwünschungen über sich. Sie schlofen auf derselben Stelle, wo sie ihre kargliche Mahlzeit genossen, ohne daß es ihnen erlaubt wurde, die geringste Erleichterung in einer theilweisen Abwechselung ihrer Lage zu suchen. Kann man sich eine entseßlichere Marter denken?

Nachdem die Pandora vergebens die benachbarten Inseln berührt, wo, wie man vermuthete, die übrigen Empörer sich verborgen haben könnten, schweifste man weiter hinaus. Das Schiff verlor bey diesem Umherirren seine Schaluppe und zwey Boote. Drey Monathe wurde verwendet auf diese fruchtlose Nachforschung. Ein dichter Nebel bedeckte das Meer. Den 29. August, also gegen Wintersende unter diesem Himmelsstrich, stieß die Pandora gegen eine der Korallenbänke, welche die Ostküste Neuhollands umschließen, und wurde auf einmahl an mehreren Puncten leck. Wie auf dieß Riff genagelt, drehete das Schiff sich um

sich selbst, und berührte den Felsen bald mit dem Back, bald mit dem Steuerbord, je nachdem die Wellen es schlugen.

Man setzte alle Pumpen in Bewegung. Doch wie wenn Alles, was an diese Expedition sich knüpfte, zu unvermeidlicher Vernichtung bestimmt wäre, wurde das Fahrzeug bald zerschmettert. Die Gefangenen hatten aus Verzweiflung ihre Fesseln zerbrochen, und in dem Augenblicke, wo der Capitän an der Öffnung vorüberging, die ihnen als Fenster und Thür diente, beschworen sie ihn, in diesem entsetzlichen Augenblicke sie frey zu lassen, und ihnen zu erlauben, so viel in ihren Kräften stehe, zur Rettung des Schiffes beyzutragen.

Edwards war grausam genug, zu befehlen, daß man die Unglücklichen von Neuem schließen solle. Diese Lage dauerte bis zum Morgen. Während das Fahrzeug regelmäßig mit den Wellen schwankte, und durch seine Stöße gegen die Korallenbank sich selbst zertrümmerte, hatten die Gefangenen beständig den Tod vor Augen. Sogar die Hoffnung, dem Schiffbruch durch irgend einen unvorherzusehenden Zufall zu entinnen, war ihnen geraubt. Alle Maßregeln des Capitäns und der Officiere waren getroffen, das Schiff zu verlassen. Niemand hatte bis dahin an die Unglücklichen gedacht, die sich in dem Kerker im Zwischendeck befanden.

Ihr erbärmliches Geschrey erregte nun die Aufmerksamkeit einiger Matrosen, die den Capitän bathen, Mitleid zu haben mit den Gefangenen. Er wählte unter denselben drey der stärksten: Norman, Ma-

ci nt o s ch und Cole man, und befahl ihnen, herauszukommen, und ihren Cameraden zu helfen und an den Pumpen zu arbeiten. Die andern konnten dazu die Bewilligung nicht erhalten. Man verdoppelte vielmehr die Schildwachen, und schärfte ihnen ein, den ersten, der es versuchen würde, aus dem Kerker sich zu erheben, auf der Stelle niederzuschießen.

Das Schiff war nahe daran, umzuschlagen, und die Armen waren auf dem Puncte, in ihrem Verschlage zu ertrinken, als ein Matrose, dem die Schlüssel anvertraut worden, sich ihrer erbarmte. Bevor er in's Meer sprang, warf er seinen Schlüsselbund, mit dessen Hülfe sie ihre Fesseln lösen konnten, in die Pandorabüchse. Ein Schiffsjunge, Namens William Moulter, sprang ihnen noch mit Gefahr seines eigenen Lebens bey, und half ihnen, zwischen den Eisenstäben durchzuklettern, indem er rief: »Entweder will ich sie herausbringen, oder mit ihnen umkommen.

Steward, John Summer, Richard Stinner und Heinrich Hillbrant, die nicht zeitig genug losgeschlossen werden konnten, ertranken in ihrem Kerker. Schon bemerkte man nur noch die Spitzen der Mastbäume, als zehn von den Gefangenen, und unter denselben der junge Heywood, einige Bretter und zertrümmertes Tafelwerk ergriffen, mit deren Hülfe sie eine kleine Sandbank, in geringer Entfernung von der Klippe, erreichten. Neun und vierzig Matrosen der Pandora waren umgekom-

men. Der Ueberrest befand sich auf der erwähnten Sandscholle.

Hier erbaute man nun aus den Trümmern des Schiffes vier Schaluppen. Die Sonnenguth, ihr Zurückprallen vom Sande, der unsägliche Durst, den die Matrosen litten, das Fieber, welches durch das von ihnen getrunkene Seewasser erzeugt worden, machten ihren Zustand unausstehlich. Mehrere Individuen starben in fürchterlichen Zuckungen.

Endlich waren die Boote fertig, und der Ueberrest der Mannschaft schiffte sich nebst den Gefangenen darauf ein. Man hatte eine Überfahrt von tausend Seemeilen (333 Stunden) zu machen, und gelangte nicht ohne Mühe und große Beschwerlichkeiten nach *Batavia*, wo man den 7. September vor Anker ging.

Die Gefangenen wurden hier nicht besser behandelt, als am Bord. Man versenkte sie in einen feuchten, düstern Kerker, aus dem sie in ein holländisches Fahrzeug übergingen. Während dieser ganzen Zeit gab man ihnen keine Kleidung. Sie hatten kein anderes Lager, als auf den fast immer nassen Segeltüchern. Ihre Kost war eben so karg, als ungesund. Diese lange Marter endete nur, um in eine viermonathliche Gefangenschaft zu *Spithead*\*) überzugehen, wonach sie vor dem Kriegsg. richt erschienen.

Einer dieser Gefangenen, *John Heywood*, erregte die lebhafteste Theilnahme. Von einer angesehenen Familie herkommend, war seine Erziehung gut

\*) Ein Flecken am Meer zwischen *Portsmouth* und der Insel *Wight*.

und wohlverstanden gewesen. Er zeichnete sich eben so sehr aus durch sein hohes Tartgefühl, wie durch seinen Muth. Obschon er keinen thätigen Antheil genommen an der Verschwörung, blieb er doch auf dem Schiffe, als der Capitän B l i g h nebst seinen Gefährten in die Schaluppe gedrängt und in's offene Meer hinausgestoßen wurde.

Dieser alleinige Umstand unterwarf ihn demungeachtet der Strenge der Militär- und Seegesetze, die jeden Matrosen zum Tode verurtheilen, der, wäre er auch unschuldig, mit oder ohne seinem Willen, in eine gegen den Capitän eines Schiffes angesponnene Verschwörung verflochten ist.

Das Kriegsgericht versammelte sich den 12. September 1792 auf dem Verdeck des Kriegsschiffes, »der Herzog.« Eine große Volksmenge erwartete mit Ungeduld den Urtheilspruch. Die Angeklagten, H e y w o o d ausgenommen, erregten keine besondere Theilnahme. Drey derselben, N o r m a n, C o l e m a n und M a c i n t o s c h, waren, ihrer hartnäckigen Gegenwehr ungeachtet, genöthiget worden, auf der Wohlthätigkeit zu bleiben. B l i g h erklärte, daß sie unschuldig seyen. Ihre Freysprechung war also gewiß. Die andern hatten thätigen Antheil genommen an einem Complot, das die öffentliche Meinung mit Abscheu verwarf. Auf H e y w o o d waren also alle Blicke gerichtet.

Es ergab sich nach der Aussage aller Zeugen, daß während dem Ereignisse, woran man ihn Theil genommen zu haben beschuldigte, H e y w o o d wie von Erstarrung geschlagen gewesen, und durchaus un-

theilnehmend geliebet sey; daß die Besorgniß, auf einem schwachen Boote sich einzuschiffen, anfänglich ihn verhindert, das Verlangen laut werden zu lassen, seinen Capitän zu begleiten, und daß später die Empörer ihn gezwungen, diesen dennoch gefaßten Vorsatz aufzugeben. Ein junger Unterlieutenant, sein Nebenbuhler, war der Einzige, der ihn des Verstandnisses mit Christian beschuldigte. Heywoods Vertheidigungsrede war fest, bescheiden, ruhig, einfach und würdevoll.

»Glauben Sie mir, meine Herren,« sagte er am Ende seiner Rede. »Ich beschwöre Sie, mir zu glauben, im Nahmen des ewigen Richters, der mich vielleicht bald vor seinem Thron erblicken wird; es ist wahr, und von aller Wahrheit, daß ich weder komplettirt, noch die Revolte, an der man mich beschuldigt Antheil genommen zu haben, gekannt, unterstützt, dazu mit Wort oder That mitgewirkt habe.«

»Glauben Sie mir, meine Herren. Glauben Sie einem Menschen, der jung durch sein Alter, noch jünger ist durch seine Unerfahrenheit im Verbrechen. Meine Ältern (meine Mutter allein ist noch am Leben, und harret jetzt angstvoll, weinend auf Ihre Entscheidung) haben mir Gottesfurcht und Gehorsam gegen die Gesetze gelehrt. Ich werde ihren Lehren nie ungetreu seyn, wie ich es nie gewesen. Ich überliefere mich also, ich überlasse mein ganzes Geschick diesem hohen Gericht. Mein Leben und meine Ehre sind in Ihren Händen. Das eine ist meiner alten Mutter und meiner Schwester alleinige Hoffnung; die andere ist der

einziges Schatz, den ich besitze. O, meine Herren, übereilen Sie Ihr Urtheil nicht.«

»Halten Sie mich für würdig, noch länger zu leben, wie viele Segenswünsche werden Ihnen da zu Theil werden. Welche furchtbare Lehre wird mir gegeben seyn für die Arbeiten meines reifen Alters. Kann mein Fehler, welcher er auch sey, nur durch den Tod ausgesöhnt werden, neige ich mein Haupt, ohne Gleichgültigkeit, doch nicht ohne Festigkeit, unter Ihren souveränen Ausspruch. Ich werde glauben, daß die Gesetze meines Vaterlandes und des Beyspiels Strenge Ihnen ein so schweres, so unverdientes Urtheil dictiren, und ohne Ihrer Sentenz weder Trog zu bieten, noch sie zu tadeln, werde ich mit der feyerlichen Stimme, welche Sterbende das Recht haben, laut werden zu lassen, wiederholen: »Ich habe nicht Theil genommen an dem Verbrechen, dessen man mich beschuldigt!«

John Heywood wurde zum Tode verurtheilt; eben so Morisson, Ellison, Burkitt, Millwards und Muspratt. Die Ubrigen wurden freigesprochen.

Das gegen Heywood erlassene Urtheil schien allgemein hart, bis zur Barbarey. Die Mutter, die man lange ungewiß ließ über das Schicksal ihres Sohnes, saß in ihrem Sprachzimmer, als ein Kind ihr eine Zeitung brachte, worin sie den Ausspruch des Kriegsgerichts las. Man denke sich den Schmerz dieser unglücklichen Frau. . . .

Indessen wurden bald zahlreiche Bitten und Eingaben um Heywoods Begnadigung an die Regierung

gerichtet. Die Richter selbst unterschrieben ein zu seinen Gunsten abgefaßtes Gesuch. Der König begnadigte Heywood, Morrison und Muspratt, und der Jüngling wurde seiner Familie zurückgegeben. — Die andern Verurtheilten wurden an den drey Masten des Schiffes »der Traunschweiger« gehängt.

Heywood seinerseits brachte noch 27 Jahre auf dem Meere zu, gab viele Beweise seiner Geschicklichkeit und seines Muths, und starb als wirklicher Schiffscapitän im Laufe des Jahres 1831, als man ihm eben eine neue Beförderung zugebacht.

Zwanzig Jahre waren verfloßen, ohne von dem fernern Schicksal jener Aufrührer etwas zu hören, welche mit dem Schiffe, die Wohlthätigkeit, Otaiti und ihre Gefährten verlassen hatten, und für gewiß nahm man an, daß die neun entkommenen Empörer in einem Sturme Schiff und Leben verloren haben mußten. Christian, seine Mitschuldigen und ihr Verbrechen waren vergessen, als ein amerikanisches Schiff gegen eine der von Klippen umgebenen Inseln geworfen wurde, von denen es im stillen Meere wimmelt. Der »Dopas« (dies war des Schiffes Name) entran glücklich dem Schiffbruch. Aber wie groß war des Capitäns Folger Erstaunen, als er eine englische Colonie auf der Pitkairn-Insel fand.

Sieben und dreyßig Personen (Frauen und Kinder mit inbegriffen) bildeten eine kleine patriarchalische Republik, deren Haupt John Adams (sonst



Smith), einer der Empörer der Wohlthätigkeit, war. Alle Mitglieder der Colonie sprachen englisch. Eine Art Urgesetzgebung, brittischen Sitten und Gebräuchen entlehnt, regierte die Gemeine, die im tiefsten Frieden lebte. Niemand beklagte sich über sein Geschick.

Folger theilte seine Entdeckung den englischen Behörden mit, die keine besondere Wichtigkeit darauf legten, weil der Krieg gegen Napoleon alle Aufmerksamkeit wie alle Mittel der Regierung in Anspruch nahm. Der »Britte,« eine von Sir Thomas Staines befehligte Fregatte, fand 1814 die Colonie um drey Personen vermehrt.

»Welches auch das Betragen John Adams in dem unglücklichen Aufstande der Wohlthätigkeit gewesen sey,« sagt dieser Officier in seinem Bericht, »ist er jetzt ein ehrwürdiger Greis, dessen Verfahren Bewunderung verdient. Als patriarchalischer Gesetzgeber einer kleinen Colonie, hat er allen Individuen, aus denen sie besteht, die religiösesten und edelsten Gesinnungen eingebläst. Man gehorcht ihm, wie einem Vater, und während meinem Verweilen auf der Insel bin ich Zeuge keiner einzigen prässlichen Handlung gewesen.

Bald nachher glaubte der Capitän der Fregatte »Lajo,« Herr Pison, ein neues Eiland zu entdecken, als er sich der Pittkairn-Insel gegenüber befand, die bis dahin auf allen Karten übel angedeutet gewesen. Man ging vor Anker, und schickte sich an, das Eiland zu besuchen. In Mitte regelmäßiger Pflanzungen und schön gezeichneter Gärten erblickte man mit

Symetrie erbaute Häuser, mit Rankpflanzen überdeckt und von großen Bäumen beschattet. Diese Gebäude hatten eine auffallende Ähnlichkeit mit den englischen Bauernhäusern.

Einige Männer, mit Booten auf den Schultern, schritten einen Hügel herab. Bald war einer dieser Nachen flott. Zwey kräftige Arme ließen die Ruder spielen, und bald war der Eingeborne bey'm Schiffe angelangt. Man überzeugte sich, daß er ein junger Mensch sey, mit einem schönen bräunlichen Gesicht und den athletischsten Formen. Noch staunte man ihn an, als er mit fester Stimme und im reinsten Englisch rief:

»Holla, brave Leute, werft mir ein Tau zu, wenn's beliebt.«

Die Matrosen, außer sich, von einem Eingebornen einer bisher unbekanntnen Insel des stillen Meeres in ihrer Sprache angeredet zu werden, warfen ihm schnell ein Tau zu. Er ergriff es, schwang sich behend auf's Berdeck, und befand sich im Nu in Mitte der Mannschaft, die wie aus einem Munde ihn mit der Frage bestürmte:

»Sagt, wer seyd Ihr?«

Er entgegnete: »Ich heiße Mittwoch October Christian, und bin der Sohn Fletcher Christians und einer otahitischen Mutter. Ich bin geboren am Mittwoch den 6. October, und man hat mir als Taufnahmen Tag und Monath meiner Geburt gegeben.«

In seiner Unterredung mit dem Capitän äußerte dieser Jüngling sich umständlich über die Insel und

dessen Bewohner. Er erzählte, welches das Schicksal der Empörer der Wohlthätigkeit gewesen; daß selbe, nachdem sie nach ihrer Entfernung von Otahiti, unter Christians Leitung die benachbarten Inseln durchstreift, endlich auf der Pitkairninsel, wohin einige Eingeborne von Otahiti ihnen folgten, gelandet, und dieß der neuen Colonie Kern war.

»Nie,« sagte er, »herrschte Einigkeit zwischen den Wilden und den Europäern. Mehrmahls verständigten sich erstere zur Ausrottung der Weißen. Aber jener Frauen verriethen den Fremdlingen den gegen sie angesponnenen Plan. Leider,« fuhr er fort, »verneuerte das im Blute seiner Urheber erstickte Complot sich bald wieder, und die Insel wurde mit Menschenblut besudelt.«

Mit Thränen im Auge berichtete er ferner, »daß sein Vater auf dem Felde erschlagen, William, Mills, Martin, Brown, Mackoy und Nietal umkamen, Adams an den Schultern verwundet, aber ihm das Leben geschenkt wurde, daß die eingebornen Weiber, deren europäische Männer ermordet worden, nun ein Complot gebildet, dessen Haupt Yung war, den sie gerettet hatten, und die Schwarzen sämtlich massakrirt worden; sonach Adams und Yung die alleinigen Herrn dieses Landes blieben.«

Dieser junge Mann gewann seiner Zuhörer Theilnahme durch die Einfachheit, die Würde und Bestimmtheit seiner Rede. Er war 24 Jahre alt, hoch von Gestalt. Sein Gesicht war ausdrucksvoll und stolz. Der

Muskelbau war bey ihm sehr entwickelt. Lange schwarze Haare umweheten angenehm sein braunes, doch regelmässiges Gesicht. Ein großer Strohhut, auf dem schwarze Federn weheten, und ein leichter Rindmantel, das war sein ganzer Anzug. Die charakteristischen Züge der brittischen Gesichtsbildung waren bey ihm leicht erkennlich.

Ein geladen, am Tische des Capitäns zu speisen, erhob sich Mittwoch October Christian, faltete seine Hände, und verrichtete mit Andacht sein Gebeth. Seine Bewegungen hatten nichts Linkisches, und wurden von einer Art natürlicher Höflichkeit bestimmt. Er fragte, wozu man die Kanonen, die Marine-Instrumente und eine Menge anderer Gegenstände gebrauche, die er noch nie gesehen. Voll Vertrauen in die Herzlichkeit und Aufrichtigkeit dieses Jünglings, ersuchte ihn der Capitän, ihn in das Innere der Insel zu führen, die so schwer zugänglich ist, daß die kleinste Schaluppe nur mit Mühe durch ein Labyrinth spitzer Klippen sich hindurchwinden kann, welche sie rings wie ein natürlicher Wall umschlossen.

Der Capitän landete unter Christian's Leitung, und wurde von dem alten John Adams empfangen, der bey'm Anblick der englischen Uniform, die er so lange nicht gesehen, eines leichten Webens sich nicht erwehren konnte. Seine hochbetagte, bey nahe blinde Frau, unterstützte ihn.

Beruhigt durch den Capitän, der ihm auf seine Ehre versprach, seine Sicherheit nicht zu gefährden, nöthigte ihn Adams, in sein Haus zu treten, das

viereckig und sehr reinlich war. Es lag in der Mitte eines herrlichen Thalgrundes.

John Adams erzählte, welchen Antheil er an dem Matrosenaufstande auf der Wohlthätigkeit genommen. Er schloß mit den Worten, daß, falls man es verlange, er bereit sey, nach England zurückzukehren, um dort gerichtet zu werden. Bey diesen Worten zerschmolzen alle Mitglieder seiner Familie in Thränen. Ein junges, ausgezeichnet schönes Frauenzimmer, seine Tochter, warf sich in seine Arme, und beschwor ihn, seine Kinder nicht zu verlassen, weil sonst alle vor Schmerz sterben würden. Die Frauen schluchzten. Die Männer, düster und schweigend, schienen kaum ihres Kummers Meister bleiben zu können.

»Nein,« rief der Capitän, »ich kann Euch die bestimmteste Versicherung geben, daß man nicht daran denkt, Eurer Familie Euch zu entreißen! Ihr habt nichts zu besorgen.«

»Es ist unmöglich, die allgemeine Freude zu beschreiben, die nun bey allen Anwesenden laut wurde, eben so wenig als die herzlichen Beweise von Dankbarkeit, womit ich überhäuft wurde,« sagt der Capitän P i p o n in seinem Berichte. Er erfuhr von Adams selbst die meisten Umstände, Christian und seine Gefährten, ihre blutigen Zwistigkeiten und ihr trauriges Ende betreffend, welche wir bereits oben angedeutet.

Diese interessante Colonie bestand damahls aus 46 Personen, mit Inbegriff einiger kleinen Kinder.

Die meisten Frauen waren braun, und ihre Hautfarbe war jener der Spanierinnen ähnlich. Die mehr der Luft ausgesetzten Männer waren schwärzer. Demungeachtet war die Schönheit beyder Geschlechter wirklich auffallend.

Mäßigkeit, Ordnung, Sittsamkeit, häusliches Glück herrschten in der Insel. Die Nacktheit der Frauen, die nur mit einem sehr feinen und sehr kurzen Mantel bekleidet waren, ließ die schönsten Formen sehen. Aber keine Idee von Unschicklichkeit knüpfte sich an diese Blöße, die das heiße Klima nothwendig machte. Der Capitän Pison verließ die Insel von dem Schauspiel entzückt, das eine ruhige, natürliche, tugendhafte Bevölkerung ihm dargebothen. Er machte ihr einige Sämereyen und Werkzeuge zum Geschenk.

Capitän Beechey besuchte 1825 die Pitkairninsel. Er fand John Adams noch in guter Gesundheit für ein hohes Alter. Seines Königreiches Bevölkerung bestand aus 60 Männern, Weibern und Kindern. Nichts hatte sich außerdem auf dem Eilande verändert, wo immer dieselbe Ruhe, derselbe Gehorsam gegen die angenommenen Gesetze, dasselbe heitere, religiöse Daseyn herrschten.

Beechey's Bericht stimmt vollkommen mit dem des Capitäns Pison überein. Nach einer ländlichen Mahlzeit wurden die Betten der britischen Matrosen zurecht gemacht. Sie bestanden aus Matratzen von Palmbaumblättern, über die man ein sauberes, aus Maulbeerbaumblättern verfertigtes Zeug ausbreitete.

Als der Capitän und seine Begleiter sich niedergelegt, hörten sie ein protestantisches Abendslied, das der alte Adams sein Völkchen gelehrt. Am andern Tage wurden sie durch ein Morgenlied geweckt, und glaubten sich nach England versetzt.

Bald darauf erschienen einige Frauen, um die Wäsche ihrer Gäste zu holen und sie zu waschen. Reife Früchte, zierlich auf frischen Blättern geordnet, wurden ihnen vorgelegt. Ihre Hüte wurden mit den duftenden Blüten des Citronenbaumes geschmückt. Frauen und Mädchen waren gegenwärtig, als die Männer sich ankleideten. Ihre natürliche Unschuld hatte noch keinen Begriff, daß ein solches Begehen unschicklich sey. Die in dieser Hirtenrepublik herrschende Sitteneinfalt ist so groß, daß sie der Civilisation nur einige ihrer Künste entlehnt, ohne derselben Laster sich anzueignen.

Nach Adams Tod bewahrte diese kleine Colonie ihre ursprüngliche Verfassung. Den Berichten der Seefahrer zu Folge ist jeder Schwur heilig auf der Pitkairninsel, und jedes Wort ist so viel werth, als ein Schwur.

Die brittische Regierung beauftragte 1830 den Capitän Waldegrave, diesen guten Menschen Kleidungsstücke, Werkzeuge und Sämereyen zu bringen. Es befanden sich bey seiner Ankunft 79 Personen auf der Insel.

Man kann nicht umhin, eine lebhaftere Theilnahme zu verspüren für diese entstehende Colonie, deren Wiege mit Menschenblut besudelt, deren erste

Grundsteine von Mord und Empörung gelegt worden, und deren Entwicklung, vom Zufall begünstigt, mitten in den ungeheuern Raum des stillen Meeres, Sprache und Künste Englands verfest.

Vielleicht werden eines Tages die zahlreichen Inselgruppen des Archipels der Freunde von einer Bevölkerung cultivirt, die europäisch seyn wird durch ihre Sprache, wie durch ihre Sitten und ihre Religion. Und was am meisten auffallend ist in diesen Fügungen des Geschicks, so wird man einst einen Aufwiegler als den Begründer dieses neuen Reichs, einen gegen seinen Vorgesetzten empörten Matrosen, als den Vater, den Wohlthäter, den weisen Gesetzgeber einer arbeitsamen, glücklichen Gesellschaft zu betrachten haben, deren künftiges Daseyn eben so groß, so erstaunlich werden kann, als das mehrerer unvergesslichen Geschlechter des Alterthums gewesen ist.



## II.

### Rettung eines begrabenen Scheintod- ten durch eheliche Liebe.

---

Vor mehreren Jahren hat sich in dem Flecken Montrelais, in Ober-Bretagne (Frankreich), eine außerordentliche Begebenheit ereignet, die großes Aufsehen erregt und die in der Geschichte des Ortes unstreitig die Hauptperiode bezeichnet.

Seit ungefähr einem Jahre hatte sich ein begüterter Eigenthümer dieses Fleckens, Namens von Bellige, mit einer seiner Vasen vermählt. Seine Ehe, wie sein ganzer übriger Zustand, war glücklich zu nennen, weil er weder Neid noch Mitleid erregte. Auf einmahl wurde er gefährlich krank und verschied bald nachher.

Seine junge Gattinn, auf dem Puncte nieder zu kommen, befand sich in ihrem Bette, unter Obhut ihrer Mutter, welche die Unglückliche so viel als möglich zu beruhigen, wie die häufigen Nachfragen nach ihrem Manne genügend zu beschwichtigen sich bemühet. Aber nach dreytägigen Ausflüchten, die sie keineswegs befriedigten, benutzte sie einen Augenblick, wo sie weniger streng bewacht war, sprang aus dem

Bette, eilte in das Zimmer ihres Mannes, und fand es verödet. Er war schon seit vier Tagen begraben. Sie wußte es nicht.

Schreckliche Ahnung durchzuckte ihre Seele. Verzweiflung lieh ihr neue Kräfte. Halbnaakt, in der größten Unordnung, weder Schmerz noch Ermüdung fühlend, lief sie schnell durch den Flecken. Die Leute schauten ihr nach; doch hielt sie Niemand zurück. So gelangte sie auf den Friedhof. Ein rascher Blick darüber hin, und sie hatte gefunden, was sie suchte. Zwei Arbeiter waren an dem letzten Grabe beschäftigt, eine große Steinplatte darauf zu legen. Sie stürzte dahin, verschlang die Schrift mit irren Blicken, las Namen und Titel des Baron von Beligüe, und hatte nun Gewißheit erlangt.

Mit einer raschen, ungestümen Bewegung stieß sie die Arbeiter zurück, die sie unentschlossen anstarrten und für wahnsinnig hielten. Sie versuchte zu sprechen, doch vergebens. Ein unverständliches Lallen, endlich heiße Thränen erstickten ihre Stimme. Sie war außer sich. Ihre entblößte Brust flog mit Heftigkeit. Ihre zarten Arme gruben sich tief in die Erde. Erschöpft, ohne Besinnung, schien sie auf dem letzten Punkte des Leidens, wo das Leben vom heftigsten Schmerze vernichtet wird.

Auf diese schreckliche Bewußtlosigkeit folgte die Arbeit der Entbindung, begleitet von Irreden und Fieberwahn. Sie schleuderte ihr eben gebornes Kind von sich, und nach einigen Augenblicken, während

denen sie in ein tiefes Nachdenken versenkt zu seyn schien, sprang sie mit den Worten auf:

»Nein, er hat nicht sterben können, ohne vorher Abschied von mir zu nehmen. Er hat mir nichts gesagt; er ist nicht todt. Ich muß ihn noch einmahl sehen, ihn noch einmahl umarmen!«

Dieser Gedanke bildete sich immer mehr aus in ihrem Kopfe. Sie entreißt sich den Armen ihrer Mutter, ihrer Verwandten. Sie will ihren Gatten ausgraben. Sie will sich durch sich selbst überzeugen, ob er wirklich todt ist. Man hält sie für wahnsinnig, und nach langen, fruchtlosen Vorstellungen sieht man sich endlich genöthiget, nachzugeben. Man begleitet sie wieder auf den Friedhof, an ihres Mannes Grab.

Es war vier Uhr Morgens. Die Fensterladen im Flecken öffneten sich. Die Arbeiter begaben sich auf's Feld. An Zeugen der Scene, welche sich ereignen sollte, fehlte es nicht.

Die sandige Erde, welche des Verstorbenen Sarg bedeckte, war bald bey Seite geschafft. Der Sarg erschien. Die junge Frau warf sich darauf. Sie strengte alle ihre Kräfte an, den Deckel zu erbrechen. Man war ihr dabey behilfflich. Sie erblickte endlich den Körper ihres Gemahls, stürzte sich auf denselben, bedeckte ihn mit Thränen und Küssen, umschlang ihn mit ihren Armen, legte ihn an ihre Brust, drückte ihren Mund auf den seinigen, und hauchte ihm ihren glühenden Athem ein, wie um ihn neu zu beleben. Alle Mühe, welche ihre betrübtete Mutter sich gab, das leidende Weib den Armen des Verschiedenen zu

entreißen, war vergebens. Sie umschlang ihn immer fester, klammerte sich immer inniger an ihn, preßte ihre Lippen immer tiefer in die seinigen.

Man rief den ehrwürdigen Pfarrer. Vielleicht möchte es seinen frommen Vorstellungen gelingen, die Unglückliche dem Grabe zu entreißen, wo sie mit ihrem Manne zu bleiben verlangte. In dem ganzen Flecken verbreitete sich das Gerücht, daß Frau von Beligue verrückt geworden, daß sie entweder ihren Gatten wieder erwecken oder lebendig mit ihm begraben werden wolle. Frauen und Kinder eilten haufenweis herbey, drängten sich näher, stießen Seufzer und Wehklagen aus.

Plötzlich sah man die Wahnsinnigeglaubte emporfahren, sich wieder neigen, lauschen, ihr Ohr an des Verstorbenen Mund drücken, und mit einem Schrey besinnungslos hinstürzen. Man wollte sie aus der Gruft, aus des Todten Arme reißen. Aber — er war nicht todt. Er athmete; seine Augen öffneten sich. Seit vier Tagen hatte er unter der Erde gelegen und war nicht todt.

Zuerst Schreck, sodann Erstaunen, waren allgemein. Man schrie: »Wunder!« und zerstreute sich, die Nachricht zu verbreiten. Die sterbende Frau wurde vergessen. Der Pfarrer ließ sie in seine Wohnung tragen. Es war keinem Zweifel unterworfen, daß ihr Gatte lebte, obgleich er wieder in Ohnmacht gefallen. Sein Puls ging. Ein leises Leben überschlich seinen ganzen Körper. Man bedeckte ihn, und ließ ihm alle Sorge angedeihen. So vergingen zwey Stun-

den, wonach er sich wieder erholte, vollkommen aus der Lethargie (Schlafsucht, Bewußtlosigkeit) erwachte, in der er länger als fünf Tage versenkt gewesen.

Raum hat er seine volle Besinnung erlangt, so fragt er nach seiner Frau. Ein unerklärliches Gefühl, eine dumpfe Ahnung sagt ihm, daß er ihrer Liebe seine Wiedererweckung verdankt. — Wehe, wehe! sie ist todt, sie ist wirklich todt. Die zu schnell wechselnde, zu heftige Anregung hat ihre Lebenskraft bis auf die Neige erschöpft. Die junge Kindbetterin ist eine kalte, starre Leiche.

Man kann sich des liebenden Gatten Schmerz denken. Doch nein, es ist unmöglich. Es war nicht Schmerz; es war Raserey, Verzweiflung. Er wollte sterben, um mit seiner Frau das gleiche Geschick zu theilen. Er wollte sich umbringen. Man mußte ihn an Gewaltthaten gegen sich selbst hindern. Nur dadurch, daß man sein Kind ihm vorhielt, konnte man ihn vermögen zu leben.

In späterer Zeit erzählte Beligue oft, welche Qualen er während dem Zustande des Scheintodes erlitten, in welchem er sich so lange befunden. Wie er Alles, was man mit ihm vorgenommen, um ihn her gethan, ziemlich deutlich, wie durch einen Nebelschleyer bemerkt, und welche seltsame, unerklärliche Empfindung ihm die meisten dieser Ereignisse noch lange nachher gelassen. Er äußerte sich darüber folgender Maßen.

»Seit 24 Stunden war ich in jenen Zustand der Fühllosigkeit versenkt, der alle physischen Kräfte lähmt,

der nur der intellectuellen Kraft die verworrene Eigenschaft läßt, zu hören, zu sehen, zu dulden. In diesem Zustand ist der Körper, dem äußern Anschein nach, vollkommen todt. Er ist nicht im Stande, die geringste Bewegung zu vollbringen, einen Finger zu bewegen, die Lippen zu öffnen, oder mit den Augen zu zucken.«

»Ich fühlte sehr deutlich, wie die Ärzte meinen Puls drückten, und wie mein Puls unbeweglich blieb. Zweymahl näherte man meinem Munde einen Spiegel. Ich strengte mich an, einen Hauch auszustößen, um zu bezeugen, daß ich noch lebe; doch vergebens. Nun hörte ich sehr deutlich die Worte: »Er ist todt.« Ein unnennbares Gefühl durchschauerte meine Seele. Ich weiß nicht, ob es Sehnsucht oder Schwermuth war. Aber Furcht oder Angst war es nicht.

»Der Gedanke an meine Frau war vor Allem lebendig in mir. Wie auf einer Empfindungsleiter auf und niedersteigend, wußte ich Alles, was ich bisher für die Geliebte gefühlt, was sie mir gewesen, und was ich ihr war. Wäre Clementia hier, dachte ich, ihre Küsse, ihre Seufzer würden mich wieder beleben. Ihr Athem würde den meinigen erwecken. Wo ist sie? Warum sehe ich sie nicht? Ich konnte sie nicht rufen. Hätte ich es gekonnt, wie ich oft mich bemühte, ich wäre gerettet gewesen.

»Ein Chaos verworrenen, dunkler Gedanken und Empfindungen schwebte mir in Kopf und Brust. Sonderbar genug, glaubte ich der Leßtern mehr mich

bewußt zu seyn, als der erstern. Es war mir, als fühle ich deutlicher, als ich denke.«

»Ein Priester erschien, mir das Abendmahl und die letzte Öhlung zu geben. Er näherte sich, betrachtete mich einige Augenblicke, wendete sich sodann ab, und sagte: »Es ist zu spät. Möge Gott sich seiner Seele erbarmen.«

»Diese Worte erschütterten mich. Sie erregten, ich muß es gestehen, ein Gefühl des Unwillens in mir. Gott konnte mir helfen, und er half mir nicht. Ich sah nun nahmenlosen Qualen entgegen, denen ich mich nicht zu entreißen vermochte. Nein, es läßt sich nicht beschreiben, was ich empfand, als man mich entkleidete, mich auf einen Tisch legte, um mich zu waschen, sodann wieder auf mein Lager mich zurücktrug. Ich hatte keinen andern, keinen innigeren Wunsch, als den, wirklich todt zu seyn, um nur nicht mehr zu sehen, zu fühlen, was ich da sah und empfand.«

»Meine Seele, die noch nichts von ihrer Lebenskraft verloren, war von einer kalten, starken, fühllosen Masse umfangen. Man erhob, man bewegte meinen Körper, ohne daß ich, aller Mühe und Anstrengung ungeachtet, das mindeste Lebenszeichen zu geben im Stande war. Immer, immer hatte ich den drohenden Sarg vor Augen.«

»Zwölf Stunden vergingen auf solche Weise. Eine bejahrte Frau wachte neben mir. Aber meine Gattin sah ich nicht. Wie lang die zwölf Stunden waren, kann ich nicht sagen. Mein ganzes früheres Da-

seyn schien mir nicht so lang. Ich befragte mich selbst: »Hab' ich nicht schon ein neues Leben begonnen? Befinde ich mich in der Hölle, oder in dem, was man die Vorhölle nennt? Mein Geist, meine Seele sammelten sich. Ich sann über Alles nach, was mir bisher begegnet war. Zweifel über Zweifel dämmerten in meiner Seele auf. Was habe ich gethan, fragte ich mich, um so entsetzlich bestraft zu seyn? Ich verwünschte mein Daseyn, meine Geburt. Ich verwünschte Alles, was mir bisher lieb und heilig gewesen.«

»Mein Inneres war von Zorn, von Wuth angefüllt. Ich war erbittert über meine eigene Unmacht, über meines Körpers Unthätigkeit. Es war mir unerträglich, mich lebendig zu wissen, und mich doch todt zu fühlen. Ich wünschte, daß erst die Würmer mich angegriffen hätten, daß ich die Fortschritte der Verwesung spüre, daß mein Körper in Stücke zerfalle, und ich endlich das Bewußtseyn verliere, welches meine Qual war.«

»Mit einer gewissen Wonne fühlte ich mich endlich mit dem Leichenhemd bekleiden, in das Leintuch hüllen und in den Sarg drücken. Ich hoffte, daß wenn man den Deckel auf mich lege, wenn man mir alle Luft nehme, mein trauriges Daseyn auch sein Ziel erreicht haben werde.«

»Bald nachher geschah, was ich gewünscht. Der Deckel wurde zugenagelt. Bey dem ersten Hammerschlag erbebte mein ganzer Körper. Er schien alle Kraft zu vereinen, um sich wieder zu erheben. Aber umsonst. Ich versank in einen todtähnlichen Schlummer, in



einen Zustand vollkommener Fühllosigkeit, der mir weder zu hören, noch zu bemerken vergönnte.«

»Wie viel Zeit auf solche Weise vergangen seyn mag, weiß ich nicht. Ich ruhete; ich fühlte nichts; ich war glücklich. . . . Auf einmahl war es, als bämmere wieder ein mattes Flämmchen auf in meinem Innern. Von dem Gefühl, welches bey diesem Erwachen mich durchschauerte, vermag ich keine Rechnung abzulegen. Ich litt nicht mehr. Mein ganzes Wesen war neu gestärkt. Es war, als erwache ich heiter und wohlgemuth nach einem langen Traum. Ich dehnte mich aus. Der Raum, in welchem ich mich befand, schien mir so enge. Meine Arme schlugen gegen des Sarges Bretter. Es wurde mir schrecklich klar. Ich erinnerte mich, daß man mich lebendig begraben.«

»Ich fühlte, wie man über meinem Sarge die Erde festtrat. Ich wollte schreyen. Meine Lippen öffneten sich, meine Zähne schlugen gegen einander. Aber es war mir unmöglich, einen Laut hervorzubringen. Ich biß aus Verzweiflung in Lippen und Zunge, und ich biß stark; denn der Schmerz war so heftig, daß ich einen Schrey ausstieß. Er wurde nicht gehört. Ich qualte mich noch einige Zeit. Der Athem ging mir aus, und ich fiel wieder zurück in meine Ohnmacht.«

»Sie dauerte, glaube ich, vier Tage. Ich weiß über diese Zeit nicht das Mindeste. Alle meine Kräfte waren versiegt, jeder Lebensfunke schien erloschen; ich war todt, vollkommen todt.

»Wie ich wieder in's Leben zurückgekehrt bin, ich weiß es nicht. Wahrscheinlich hat der warme Athem

meiner Frau, den sie mir eingeblasen, meine Lunge nach und nach aufgeblähet, das Blut erwärmt, seinen Lauf aufs Neue veranlaßt. Ich fühlte mich umschlungen, gepreßt. Der Eindruck der äußern Luft war mir wohlthätig. Ich raffte alle mir zu Gebote stehende Kraft zusammen, athmete tief auf, und öffnete die Augen. Die meiner Gattinn hingen stier an mir. Ich sah sie erschrecken, niederstürzen. Das erschütterte mich so sehr, daß ich abermahls ohnmächtig wurde. Erst nach Verlauf von zwey Stunden erwachte ich vollkommen zum Leben. Aber diejenige, der ich desselben Rettung verdankte, war nicht mehr.

### III.

## Napoleons Grab auf St. Helena.

Das vulkanische Eiland, mitten im atlantischen Ocean, wo Napoleons Asche ruht, verdankt dem Grabe dieses außerordentlichen Mannes, und seinem siebenjährigen Verweilen daselbst, eine unvergängliche Verühmtheit. Alle Schiffe, welche in die Nähe dieser Insel kommen, senden ihr eine Menge Bewunderer des großen Todten zu. Unter denselben befand sich auch ein junger Britte, der aus Ostindien nach seinem Vaterland zurückkehrte, und der von seinen Eindrücken nachstehende Schilderung entwirft.

Am frühen Morgen zeigte sich uns St. Helena, wie ein schwarzer Punct an des Gesichtskreises Saum. Je näher wir ihm kamen, um so mehr erhob es sich aus der Fluth, und in wenigen Stunden führte uns ein frischer Wind bis auf wenige Minuten von der Küste.

Man denke sich eine 800 Fuß hoch steil abgerissene, aus dem Meere emporragende Felsenmasse, überall unzugänglich, und man kann sich einen oberflächlichen Begriff von dem südlichen Theil der Insel machen. Die Einförmigkeit der Oberfläche wird nur hier und da durch einige finstere Schluchten oder Felspalten durchbrochen. Man bemerkt weder Bäume noch irgend eine Spur

von Vegetation. Die verschiedenen Lavaschichten, aus denen der Boden besteht, deuten dagegen sehr deutlich die Grade ihrer vulkanischen Bildung an.

Die Felsen sind von nußbrauner Farbe. Die grauen Wolken, welche ihre Gipfel verhüllten, und aus denen der Regen stromweis herabfloß, machte diese Schattirung noch düsterer. Alle Vorsprünge waren mit Signalen oder Batterien bedeckt, deren furchtbare Gürtel die Insel gegen jeden Angriff sichert. Bey keiner Festung, haben Kunst und Natur besser ihre Vertheidigungsmittel combinirt.

Die kleine Stadt James-Town (James-Town) liegt wie eine Oasis in dem Thal dieses Namens, wenn man nämlich einen Abgrund zwischen zwey Bergen ein Thal nennen kann. Von der Rhede aus gesehen, gewähren Kirche und Pallast des Gouverneurs, von einem üppigen Laubdach beschattet, einen ziemlich lachenden Anblick. Die Dächer einiger anderer Häuser erheben sich amphitheatralisch in der Schlucht, und ein Tannengebüsch auf einer der Berghöhen scheint anzudeuten, daß das Innere der Insel weniger nackt und zurückstossend ist, als die Küste.

Wir hatten einige Stunden auf der Rhede von St. Helena zu verweilen, weshalb wir ohne Zeitverlust landeten, um Longwood (Longwud) und Napoleons Grab zu besuchen. Wir waren unser fünf, und mußten den übrigen Passagieren versprechen, ihnen einige Zweige von den Trauerweiden zu bringen, welche des großen Kriegers Ruhestätte beschatten.

Bey unserm Eintritt in James-Town ver-

langten wir vor Allem Pferde, und schon hatten wir den Fuß im Steigbügel, als man uns sagte, daß wir zuvor einer schriftlichen Bewilligung des Gouverneurs bedürften, um den heiligen Raum besuchen zu können. Unser Wirth übernahm es, uns diese Bewilligung zu verschaffen, und nach einigen Minuten erhielten wir sie.

Nachdem wir die einzige Straße der Stadt durchritten, kletterten wir auf steilem Pfade den Berg hinan. Unterwegs sprachen wir über die Ereignisse, durch welche St. Helena berühmt geworden, über die Erinnerungsschrift von Las Cases, und über die Schilderungen der übrigen Exilgefährten Napoleons, als wir auf der Höhe, neben einer grünen Fläche, die ein kleiner Bach bewässert, das Haus Briars bemerkten, das nur aus einem Erdgeschoß besteht, und in welchem Napoleon einige Zeit, gleich nach seiner Ankunft auf der Insel, wohnte. Es gebrach uns an Zeit, es zu besuchen. Wir verfolgten rasch unsern Weg. Nachdem wir durch ein kleines Lannengehölz gekommen, erblickten wir die Berge und Thäler des westlichen Theiles der Insel vor uns.

Diese wüsten, todten Berge, deren Gipfel von Wolken bedeckt waren, bildeten einen schreckhaften Contrast mit den tiefeingeschnittenen, von Bächen durchwundenen Thälchen, von üppiger Vegetation belebt. Einige grüne Punkte deuteten, am Abhange der Felsen, die Quellen an. Auf diesen Oasen, und in den Thälern, zeigten sich hübsche weiße, mit Ziegeln oder Schiefer gedeckte Häuser, mit grünen Fen-

sterladen. Die Zierlichkeit ihrer Bauart erinnerte mich unwillkürlich an die kleinen hölzernen Häuser, welche man als Kinderspielzeug verkauft. Überall, wo die Natur eine Bresche durch die Felsen gebrochen, sah man das Meer mit dem Nebel sich vermischen, der den ganzen Horizont umlagerte. Die Schiffe auf der Rhede erschienen wie kleine Fischerboote durch diesen ungewissen Schleyer.

Von der Höhe, auf welcher wir uns befanden, bemerkten wir in einer Entfernung von 20 Minuten, auf dem Abhang eines Berges, ein auf grüner Fläche erbautes Haus. Unser Führer geleitete uns dahin, und nachdem wir durch eine kleine Thür getreten, deutete er uns die beyden berühmten Weiden an, denen wir schnell zueilten.

Am Eingang des Gartens fanden wir einen alten Corporal vom 53. Regiment, der das Grab bewachte. Blühende Geraniumbeete umfaßten den Fußweg auf beyden Seiten. Der Berg bildet auf dieser Seite einen hufeisenartigen Einschnitt, der sich südlich verlängert. Der Ort, auf welchem sich das Grab befindet, mag 30 Fuß im Durchmesser haben. Er ist mit Rasen bedeckt und von einem grünangestrichenen Geländer umschlossen. Im Mittelpuncte, unter dem Schatten zweyer Weiden, befindet sich ein zweytes eisernes Geländer, und innerhalb desselben Napoleons Grab.

Nachdem der Invalide, welcher uns als Cicerone diente, sich überzeugt, daß unser Erlaubnißschein vollkommen regelmäßig sey, begann er seine Erklä-

zung mit gleichgültigem Blick und einförmigem Ton, wahrscheinlich auch mit denselben Worten, deren er sich schon bey den vielen tausend uns vorangegangenen Besuchern bedient haben mochte.

»Vor seinem Ende,« sagte er, »äußerte der Kaiser das Verlangen, an dieser Stelle beerdigt zu werden, insofern seine Überreste nicht nach Frankreich versetzt werden könnten. Hier, unter dem Schatten der Weiden, unterhielt er sich oft mit der Gräfinn Bertrand, wenn seine Gesundheit ihm erlaubte, sie in ihrem kleinen Hause, das man dort auf der Höhe bemerkt, zu besuchen. Diese Quelle war des Kaisers gewöhnliches Trinkwasser. — Wollen Sie versuchen?« fragte er, und both uns eine alte zinnerne Tasse, die schon sehr abgenutzt war, und die Einer von uns aus seinen Händen nahm.

»Unter diesen drey Steinplatten ruhet der Körper Napoleons. Sehen Sie dieß Blumenbeet rings um das Grab? Nach des Kaisers Tode pflanzte die Gräfinn Bertrand diese Stiefmütterchen, welche sie sorgsam pflegte. Jetzt sind sie gänzlich verwelkt. Gott segne die gute Dame in dieser Welt und in der zukünftigen.«

»Wollen Sie den innern Raum betreten? Man kann einen der Eisenstäbe bey Seite schieben. Sie sind nicht zu dick, und werden leicht hindurchkriechen. Vor Kurzem hat sich ein General, der von Bombay kam, ganz entkleidet, um hineinzu kommen.«

Wir nahmen diese Einladung an, und kaum hatten wir die Steinplatten betreten, so zwang eine

unwillkürliche Bewegung alle, die Hüte abzunehmen und das Haupt zu neigen. Es war, als sey der große Mann dicht vor uns, wie er einst gelebt; als befrage uns sein Adlerblick, seine gedrängte Sprache, seine rasche Bewegung, und als entschuldigten wir uns, durch eine aufrichtige Ehrfurchtsbezeugung, seine Ruhe gestört zu haben.

Diesß Gefühl war keineswegs affectirt. Einer meiner Begleiter hatte seit Trafalgar in der Marine gedient, und war zwey Jahre Kriegsgefangener in Frankreich gewesen. Ein anderer hatte in der Halb-Insel gegen den Mann gestritten, dessen Asche unter unsern Füßen war. Die Bewegung, welche sich unser bemächtigte, war die unsichtbare Ehrfurcht, welche das Andenken aller Derjenigen einflößt, die durch ihr erhabenes Genie, durch ihren energischen Willen weit über die Zeitgenossen sich erhoben.

Keine Inschrift, selbst nicht der Name Napoleon, war auf dem Stein eingegraben. Die einzige Grabchrift, eines so hohen Ruhmes würdig, lebt für immer in den Herzen der Franzosen. Sie umfaßt des Volkes allgemeines Bedauern, die Erinnerungen der Thaten der großen Armee, die so oft zum Sieg geführt wurde von dem, der nicht mehr ist.

Während wir einige Weidenzweige, einige Myrthenstängel abbrechen, um sie als Andenken zu bewahren, wurde es plötzlich sehr finster, und bald zwang ein starker Regenguß meine Gefährten, sich in ein nahes Haus zu flüchten. Ich blieb, um das Grab und seine Umgebung zu zeichnen. Sodann wollten



wir uns nach Longwood begeben. Aber der Corporal lud uns zuvor ein, unsere Namen in das Fremdenbuch einzuschreiben. Er deutete uns auch eine Tafel am Schilderhause an, auf welcher Nachstehendes in englischer Sprache geschrieben war.

»Hier, betrachtender Reisender, sinne hier auf diesem großen Grabe. Hier ist der erste, der ehrgeizigste Eroberer vom Tode erobert worden. Hier hat das Schicksal seines Lebens Ziel bezeichnet. Der Ruf hat, in seinem erhabenen Flug, bis zu den Himmeln den auf seinen Flügeln geschriebenen Namen getragen; seine Trompete wird ihn allen kommenden Jahrhunderten verkünden, so lange St. Helena existiren wird.«

Unsers alten Soldaten Bewunderung für Napoleon ließ mich voraussetzen, daß seine Cameraaden diese Gefinnungen getheilt.

»Glaubt Ihr,« fragte ich, »daß die Besatzung der Insel den nunmehr Verblichenen sehr bedauert?«  
—»Ich weiß es nicht,« entgegnet er. »Wir hatten hier einen sehr beschwerlichen Dienst; immer auf der Hut, immer auf den Posten.«

Ich gab ihm eine halbe Guinee. Wir stiegen schnell zu Pferde und galoppirten nach dem eine halbe Stunde entfernten Longwood. Bevor wir dort anlangten, kamen wir durch ein kleines Gebüsch von so traurigem Anblick als der Boden, welcher es trug. Wir stiegen ab am Eingang des Billardsaales.

Das Haus besteht aus einem sehr niedrigen Erdgeschos, und hat nur wenige, sehr enge und düstere

Zimmer. Ihr Anblick war nicht viel lachender, als sie möblirt waren, und als der Kaiser sie bewohnte. Jetzt ist das Haus gänzlich verlassen. Das Gemach, in welchem der große Mann den letzten Seufzer aushauchte, ist in eine Scheune verwandelt, sein Cabinet ist eine Kornkammer, die Bibliothek, in welcher er beynah den ganzen Tag zubrachte, und wo er seine unsterblichen Denkwürdigkeiten dictirte, ist ein Vogelhaus. Sein Schlafzimmer und die beyden Pavillons seiner treuen Gefährten Bourgaud und Montholon sind in Ställe verwandelt. Ich besuchte auch die Bodenkammer, wo der junge Las Cases schlief. Man konnte in ihr kaum aufrecht stehen.

Der Garten, in welchem Napoleon so oft sich erging, existirt noch. Außer demselben gibt es keine andere Spur seines Aufenthaltes zu Longwood mehr. Das neue Gebäude, welches die brittische Regierung zu seiner Wohnung bestimmte, war groß, ziemlich bequem und hübsch möblirt. Aber er weigerte sich, es zu bewohnen. Übrigens hatte seine Krankheit, als es vollendet wurde, bereits so große Fortschritte gemacht, daß er, selbst mit dem besten Willen, davon nicht hätte Besitz nehmen können.

Während ich Longwood und seine Umgebungen mit dem ganzen Interesse besichtigte, dessen sich Niemand erwehren kann, der nur einige Zeilen der Geschichte unserer Zeit gelesen, nahete sich uns ein junger Dandy (Stußer), der unsern Ausflug als eine Lustfahrt betrachtete, und der von Napoleon nichts weiter wußte, als daß ein General dieses Namens

die Schlacht bey Waterloo verloren, mit der Frage:  
»Wie heißt dieß Haus? Es ist nicht übel.«

Ohne ihn einer Antwort zu würdigen, stiegen wir zu Pferde, und entfernten uns rasch. »Zweymahl,« sagte ich zu mir selbst, »hab' ich heute mit Entzücken mich in die Vergangenheit versenkt, Kopf und Herz von den erhabensten Bildern voll, welche die Geschichte vor unsern Blicken zu entrollen vermag, und da entreißt mich ein Narr, der nie das melancholische Vergnügen meiner Illusionen begriffen, meinen wehmüthig-süßesten Empfindungen durch seine alberne Frage.

Gegen Ende des Tages erreichten wir James-Town. Bald nachher verschwand die Insel des Oceans vor unsern Blicken; ein günstiger Wind schwellte unsere Segel in der Richtung unsers theuern Vaterlands, das wir mit Erinnerungen betraten, die nie aus unserm Gedächtnisse entschwinden werden. Was hatten wir gesehen? Nede Berge, ein zerfallenes Dach, einen Stein ohne Inschrift. Aber diese Berge waren St. Helena; dieß Dach war das Asyl eines Helden, für den Europa zu klein gewesen; dieser Stein war sein Grab. —

#### IV.

### Die Stiergefechte in Spanien.

Die Stiergefechte sind in Spanien immer noch in hohen Ehren, obgleich die unterrichteten Stände der Bevölkerung dieses Landes allmählig sich zu schämen anfangen, ihre Vorliebe für dieß grausame Vergnügen einzugestehen. Gewöhnlich suchen sie dieselbe durch mehrere Gründe zu rechtfertigen, die, ihres Erachtens, überwiegend sind. Der erste von allen ist, daß das Stiergefecht ein National-Vergnügen ist, und daß man aus Patriotismus Theil daran nehmen müsse. Überdem, sagen sie, waren die Römer noch weit grausamer, weil sie Menschen gegen Menschen kämpfen ließen.

Der einzige Grund, den man nicht aufzustellen wagt, obgleich er allein entscheidend seyn könnte, besteht in dem hohen Interesse, den das Schauspiel der Stierkämpfe gewährt, und in den gewaltigen Anregungen, welche es erzeugt. Selbst Personen, die zum ersten Mahle sich mit Entsetzen dabey einfinden, fühlen sich bald hingerissen von dem Zudrang heftiger Leidenschaften, die plötzlich das Herz bestürmen.

Kein Trauerspiel, wie lebendig desselben Scenen auch ausgemahlt seyn mögen, ist im Stande, das

Gemüth in einem so hohen Grade anzuregen, als ein Stiergefecht. Schon der Tag vor einem solchen ist in Spanien ein Feyertag. Die Stiere werden nächtllich in den Circusstall gebracht, nachdem sie beynah von der ganzen Bevölkerung von Madrid auf der Wiese, wo sie weiden, besichtigt worden.

Beynah jede große Stadt Spaniens hat ihren Circus (plaza), der, mit Ausnahme des Amphitheaters von Ronda, aus Holz erbaut ist. Der zu Madrid kann ungefähr 7000 Personen in sich aufnehmen, die durch eine große Zahl Thüren ein- und ausgehen. Man sitzt auf hölzernen oder steinernen Bänken. Nur in einigen Logen findet man Stühle. Die des Königs allein ist ziemlich bequem eingerichtet.

Die Arena ist mit starken sechs Fuß hohen Palisaden umschlossen. Innerhalb derselben ist ein zwey Fuß hoher Tritt, mit Hülfe desselben der von einem Stier verfolgte Toreador (Stierkämpfer) mit Leichtigkeit über die Umzäunung springen kann. Man hat diese Vorsichtsmaßregel erst seit einigen Jahren angenommen, nachdem ein Stier nicht allein über die Barriere gesetzt, sondern sich auch in's Amphitheater gestürzt, und eine große Zahl Zuschauer getödtet oder stark verletzt hatte.

Vier Thore öffnen sich gegen die Arena. Eines derselben führt zum Stalle, ein zweytes zur Scharn (matadero), wo die gefallenen Stiere in Stücken gehauen werden. Durch die beyden andern treten die menschlichen Schauspieler herein.

Einige Zeit vor dem Beginn des Schauspiels

versammeln sich die Toreadors in einem neben dem Circus befindlichen Saale, in welchem ein Paar Kerzen brennen, an welchen die Eintretenden ihre Zigarren anzünden. Dicht neben diesem Saal ist der Pferdestall, und ein wenig weiterhin das Krankenzimmer, wohin die Verwundeten gebracht werden, und wo ein Wundarzt und ein Priester zu ihrem Dienste bereit sind.

In einem innern Hofe richten mehrere Reiter ihre Pferde zu dem bevorstehenden Kampfe ab. Zu diesem Zwecke stürzen sie sich im Galopp gegen eine Breterwand, stoßen mit einer langen Stange gegen dieselbe, und gewöhnen ihr Roß, sich dicht an derselben hin und herzuwenden. Uebrigens sind die Pferde, deren man sich zu den Stierkämpfen bedient, gewöhnlich abgelebte Thiere von nicht besonders großem Werthe.

Der Anblick des Circus ist außerordentlich belebt. In der Arena selbst wimmelt es, vor dem Kampf, von Menschen. Auf ein Zeichen leert sie sich, und die Stiere, um nicht durch das Geschrey der Menge erschreckt zu werden, treten mit verbundenen Augen und verstopften Ohren auf.

Es gibt zweyerley Plätze. Die auf der Schattenseite sind die theuersten und bequemsten, während die auf der Sonnenseite von den eifrigsten Liebhabern der Kämpfe eingenommen werden. Man bemerkt viel weniger Frauen als Männer, und die meisten der erstern gehören zur Classe der Manolas, oder Individuen von zweydeutigem Rufe. Nur in den Logen sieht

man einige Damen, doch selten junge. Obgleich es den Geistlichen nicht untersagt ist, den Stiergefechten beizuwohnen, finden sie sich doch selten bey denselben ein, es wäre denn, sie verkleideten sich.

Auf ein von dem Präsidenten des Festes gegebenes Zeichen erscheint ein Alguazil major (Ober-Polizey-Beamter), nebst zwey gemeinen Alguazils, alle drey als Krispine gekleidet, zu Pferde, an der Spitze einer Schwadron Dragoner, um die Menge aus der Arena, und dem engen Gang zwischen ihr und den Siben, zu entfernen. Gleich nachher tritt ein Herold, nebst einem Notar und andern Alguazils zu Fuße, auf. Er liest ein Verboth ab, irgend Etwas in die Arena zu werfen, oder die Kämpfer durch Geschrey, Zeichen zc. zu beunruhigen. Kaum erscheint er, so erhebt sich der ehrfurchtgebiethenden Phrase: »Im Nahmen des Königs, unsers Herrn, den Gott lange Jahre erhalte . . . ungeachtet, ein so entsetzlicher Tumult, daß man von dem Verbothe, welches übrigens nie beobachtet wird, nicht ein Wort hört. In dem Circus allein ist das spanische Volk unumschränkter Gebiether.

Die Toreros scheiden sich in zwey Classen: Die Picadors, welche zu Pferde kämpfen, bewaffnet mit einer Lanze, und die Chulos, zu Fuß, bestimmt, die Stiere zu necken, wozu sie sich besonders rother und anderer Lächer bedienen. Unter diesen letztern bezeichnet man noch die Banderilleros und die Matadore, deren wir gleich umständlicher gedenken wollen. Alle sind in andalusischer Tracht, bey-

nah in der Art, wie Figaro im »Barbier von Sevilla.« Aber statt der seidenen Hosen und Strümpfe tragen die Picadors starke lederne Beinkleider, mit Holz und Eisen beschlagen, um ihre Beine gegen Hörnerstöße zu bewahren. Sie können sich nur mit von einander gespreizten Beinen bewegen, und werden sie umgestoßen, können sie sich nur mit Hülfe der Chulos wieder erheben. Zu Pferde haben sie sehr hohe Sättel von türkischer Form, mit eisernen, Holzschuhen ähnlichen Steigbügeln, die ihnen den ganzen Fuß bedecken. Um ihre Pferde zum Kampfe anzutreiben, bedienen sie sich sehr langer Sporen, die sie den armen Thieren in die Seiten stoßen. Ihre Lanze ist dick, sehr stark und mit einer scharfen Spitze versehen. Damit aber das Vergnügen so lange als möglich daure, ist diese Spitze zum Theil mit Stricken umwunden, und kann nur auf einen Zoll Tiefe in des Stieres Körper dringen.

Einer der Alguazils fängt mit seinem Hute einen Schlüssel auf, den ihm der Präsident der Spiele zuwirft. Dieser Schlüssel öffnet nichts, demungeachtet wird er dem Manne überbracht, welchem die Aufsicht des Toril anvertraut worden. Er läuft sodann aus allen Kräften, während die Zuschauer ihn verspotten, und ihm zurufen, daß der Stier ihm auf der Ferse ist. Dieser Spaß erneuert sich bey allen Stiergefechten.

Die Picadors sind auf ihren Plätzen. Gewöhnlich erblickt man deren nur zwey zu Pferde in der Arena. Zwey oder drey andere sind außerhalb dersel-



ben, um bey einer Verunglückung die Kämpfer zu ersetzen. Zwölf oder mehr Chulos zu Fuß sind in der Arena zerstreut, um sich gegenseitig beizustehen.

Der schon im Stall durch Stiche und Einreibung mit Salpetersäure gereizte Stier stürzt wüthend auf den Kampfplatz. Gewöhnlich kommt er mit einem Sprunge bis in die Mitte der Arena, wo er einige Zeit verblüfft von dem ihn umgebenden Schauspiel bleibt. Er trägt auf dem Nacken eine große Band-schleife, die durch einen in die Haut eindringenden Haken befestigt ist. Die Farbe dieser Bänder deutet an, von welcher Heerde (rucada) der Stier ist.

Die Chulos nähern sich, bewegen ihre kurzen Mäntel von greller Farbe, und bemühen sich, das Thier gegen einen der Picadors zu reizen. Dieser ist auf seiner Huth, mit der Lanze unterm Arm, dem Stier gegenüber. Er benützt den Augenblick, wo das Thier den Kopf senkt, um ihm einen Stoß mit seinen Hörnern zu versetzen, und bringt ihm einen Stich im Nacken bey, indem er zugleich sein Pferd anspornet und es links lenkt, während der Stier zur Rechten bleibt. Es wird für ungeschickt, oft selbst für eine Schande gehalten, das Thier in einem andern Theile, als am Nacken zu verwunden. Ist der Reiter geschickt und stark zu gleicher Zeit, und ist sein Pferd gut abgerichtet, so bleiben beyde unverletzt und der Stier schießt neben ihnen hinweg.

Es liegt nun den Chulos ob, ihn zu beschäftigen, damit der Picador Zeit hat, sich zu entfernen. Aber oft erkennt das Thier denjenigen, der es

verwundet. Es wendet sich schnell, ereilt das Pferd, bohrt ihm seine Hörner in den Leib und stürzt den Reiter zu Boden. Die Chulos eilen diesem zu Hülfe, und richten ihn schnell auf, während andere dem Stier ihre Mäntel über den Kopf werfen, und gegen die Palisaden eilen, die sie mit einem Satz überspringen. Die spanischen Stiere laufen so schnell als ein Pferd, und wäre der Chulo weit von der Umzäumung entfernt, würde er ihnen schwerlich entgehen. Deshalb wagen sich die Reiter auch nur selten bis in die Mitte der Arena, und geschieht das, wird es von den Zuschauern für eine große Kühnheit gehalten.

Ist der Picador noch im Stande, einen neuen Kampf zu bestehen, so besteigt er unmittelbar ein anderes Pferd, oder das seinige, insofern es sich noch auf den Beinen halten kann. Wenig kümmert's ihn, ob das arme Thier sein Leben verliert, und ob seine Eingeweide auf dem Boden schleifen. So lange ein Pferd noch stehen kann, muß es sich dem Stier entgegenstellen.

Die Lanzenstiche, welche der Reiter dem Stier beybringt, können ihn nicht tödtlich verwunden, nur reizen. Indessen erschöpfen ihn bald die wiederholten Angriffe, die Bewegung, welche er sich gibt, besonders aber sein Bemühen, sich emporzurichten, und mit seinen Hinterbeinen zu widerstehen. Oft auch wird er durch den Schmerz der Lanzenstiche entmüthigt, und wagt es nicht, die Pferde anzugreifen. Ist er stark, so tritt jedoch dieser Fall erst ein, nachdem er drey oder vier Pferde getödtet. Die Picadors ruhen

nun, und man gibt das Zeichen, die *Banderillas* in Bewegung zu setzen.

Diese *Banderillas* sind dritthalb Fuß lange Stöcke, mit ausgeschnittenem Papier umwickelt, und mit einer scharfen Spitze versehen. Die *Chulos* halten einen solchen Stock in jeder Hand. Die sicherste Art, ihn in den Nacken des Thieres zu pflanzen, besteht darin, sich ihm leise zu nähern, und plötzlich die *Banderillas* gegen einander zu schlagen. Der Stier wendet sich schnell um, und greift seinen Feind an.

In dem Augenblick, wo er ihm ganz nahe den Kopf senkt, um ihn anzugreifen, stößt ihm der *Chulo* seine Stöcke von beyden Seiten in den Hals, was nur möglich ist, wenn er dem Thiere gewisser Maßen zwischen den Hörnern steht. Er wirft sich sodann bey Seite, und läßt den wüthenden Stier vorbeyschießen. Eine Zerstreung, die Zögerung eines Augenblickes, ein plötzlicher, unwillkürlicher Schreck, und er ist verloren. Demungeachtet werden die *Berrichtungen* des *Banderillero* von den Kennern als die am wenigsten gefährlichen betrachtet.

Fällt unglücklicher Weise einer dieser Menschen vor dem Stier, so darf er nicht denken, sich zu erheben. Er muß im Gegentheil unbeweglich bleiben, und sich todt stellen. Der Stier erneuert in diesem Fall nur selten seinen Angriff, und zwar, weil er mit verschlossenen Augen über den Gefallenen hinwegstürzt, ohne ihn zu sehen. Manchmahl wendet er sich jedoch und beriecht ihn, um sich zu versichern, daß er wirklich todt sey. Sodann weicht er einige Schritte zu-

rück, und senkt den Kopf, um ihn auf seine Hörner zu spießen. Aber in demselben Augenblick wird er von den übrigen Chulos angegriffen und ist genöthigt, sich gegen diese zu wenden.

Zeigt der Stier sich feig, d. h., ist er zum Rückzug bereit, bevor er vier Lanzenstiche erhalten, so erhebt sich von allen Seiten das Geschrey: fuego! fuego! (Feuer). Die Chulos nehmen nun, statt ihrer gewöhnlichen Waffen, mit Schlagschwärmern und andern Feuerwerkstöcken umwickelte Vanderillas. Die Spitze derselben ist mit glimmendem Schwamm versehen. Sobald diese Spitze in das Fleisch dringt, wird der Schwamm gegen die Schwärmerlunte gestossen, das Pulver macht Explosion, und der Stier wird auf allen Seiten vom Feuer verbrannt. Schmerz und Wuth lassen ihn gewaltige Sprünge machen, die das Publicum ausnehmend belustigen. Es ist in der That ein seltsames Schauspiel, diese zornigen Thiere, mit den sprühenden Vanderillas, mitten in Feuer und Rauch sich bewegen zu sehen.

Hat der Stier drey oder vier Paar Feuerwerkstücke erduldet, so ist es Zeit, mit ihm zu enden. Man hört einen Trommelwirbel. Sogleich tritt der bezeichnete Chulo oder Matador hervor. Er trägt seidene, mit goldenen Stickereyen besetzte Kleider, einen scharlachrothen Mantel, Muleta genannt, und einen langen Degen. In der Hand hält er einen Knittel. Er tritt unter des Präsidenten Loge, und bewirbt sich, nach einer tiefen Verbeugung, um die Erlaubniß, den Stier zu tödten. Diese Förmlichkeit wird gewöhn-

sich nur einmahl, während dem ganzen Gefechte, beobachtet. Auf das bewilligende Kopfnicken des Präsidenten ruft der Matador ein Viva, wirft seinen Hut zu Boden, und schreitet auf den Stier zu.

Es gibt in diesem Gefechte Gesetze, die eben so genau befolgt werden müssen, als bey einem Zweykampf. Der Matador darf z. B. den Stier nirgends anders verwunden, als auf dem Punkte, wo Hals und Rücken zusammentreffen, und den die Spanier das Kreuz nennen. Der Streich muß von oben nach unten versetzt werden. Lieber würde ein Matador das Leben verlieren, als dem Thier einen Streich von unten beybringen, indem ein solches Verfahren als eine große Schande betrachtet wird. Der Degen, dessen sich die Matadore bedienen, ist lang, stark und zweyschneidig. Der Griff ist sehr kurz und durch einen runden Knopf beendet, der im Innern der Hand ruhet. Man muß sehr an diese Waffe gewöhnt seyn, um sich ihrer bedienen zu können.

Um einen Stier nach den Regeln der Kunst zu tödten, muß man genau seinen Charakter kennen. Von dieser Kenntniß hängt nicht allein des Matadors Ruhm ab, sondern oft sein Leben. Man unterscheidet bey den Stieren zwey Hauptcharaktere, welche in der Circussprache die Hellen und die Dunkeln genannt werden. Die Hellen greifen gerade zu an, während die Dunkeln ihren Gegner von der Seite oder hinterrücks zu überfallen sich bemühen. Diese letztern werden für sehr gefährlich gehalten.

Bevor der Matador dem Stier einen Streich

bezubringen versucht, hält er ihm seine Muleta vor, reizt ihn und beobachtet zugleich, ob er sich ihm offen entgegenstürzen, oder Zeit gewinnen will, um ihn ganz in der Nähe anzufallen.

Oft sieht man den Stier drohend den Kopf bewegen, die Erde mit seinen Füßen aufwühlen, und statt vorwärts rückwärts schreiten, um seinen Gegner auf die Mitte des Platzes zu locken, wo dieser ihm nicht entgehen könnte. Andere, statt in gerader Richtung anzugreifen, nähern sich in schräger Linie, sehr langsam und scheinbar ermüdet. Aber sobald sie nahe genug zu seyn glauben, stürzen sie sich mit dem größten Ungestüm auf ihre Gegner.

In diesem Fall hält der Matador seinen Mantel vor, überläßt denselben dem Stier, und weicht ihm rasch und behend aus. Das Thier stürzt weit über den Menschen hinaus. Kaum bemerkt es jedoch, daß es ihn verfehlt, so stemmt es sich gegen den Boden, und diese gewaltige Anstrengung würde, oft wiederholt, allein im Stande seyn, es zu tödten. Deshalb auch sagte R o m e r o, der berühmte Professor, daß ein guter Matador mit sieben Degenstichen acht Stiere zu erlegen habe, indem einer dieser acht aus bloßer Ermüdung und Wuth umkommen müsse.

Nach mehrern Scheinangriffen, wenn der Matador seinen Gegner hinlänglich zu kennen glaubt, hält er sich bereit, ihm den Todesstreich zu versetzen. Fest auf seinen Beinen, stellt er sich ihm gegenüber, und erwartet ihn unbeweglich in schicklicher Entfernung. Der mit dem Degen bewaffnete rechte Arm ist in die

Höhe des Kopfes erhoben. Der linke, nach vorn ausgestreckt, hält die Muleta, welche beynah den Boden berührt, und den Stier veranlaßt, den Kopf zu neigen. In diesem Augenblick versetzt er ihm den entscheidenden Streich mit der ganzen Stärke seines Arms, die noch durch das Gewicht des Körpers und durch des Stiers Ungestüm vermehrt wird. Der drey Fuß lange Degen fährt oft bis zum Stichelblatt in des Thieres Leib, und war der Streich gut gerichtet, so hat der Matador nichts mehr zu besorgen.

Der Stier bleibt auf dem Punkte stehen, wo er verwundet worden. Man sieht nur wenig Blut fließen. Er erhebt den Kopf. Seine Beine zittern, und plötzlich stürzt er nieder. In demselben Augenblick erschallen von allen Bänken betäubende Viva's. Schnupfstücher und Hüte werden bewegt, und der Matador sendet nach allen Seiten dankbare Rußhändchen.

Fällt der Stier nicht auf den ersten Streich, so wird er von dem Matador und den Chulos so lange mit den Mänteln geneckt und im Kreise herumgedreht, bis er alle Besinnung verliert, wornach ihm ein Chulo einen Dolchstich im Nacken beybringt, und ihm dadurch den Garaus macht.

Man hat bemerkt, daß beynah alle Stiere im Circus eine Stelle haben, zu welcher sie beständig zurückkehren und die Querencia genannt wird. Gewöhnlich ist sie an der Thür, durch welche sie die Arena betreten.

Manchmahl durchschreitet ein verwundeter Stier, mit dem Degen im Nacken, den ganzen Platz, ohne

sich um die Neckereyen der Chulos zu bekümmern. Er begibt sich auf den gedachten Platz, kniet nieder, streckt sich aus, und stirbt ruhig, insofern nicht ein Dolchstoß sein Ende beschleunigt.

Weigert sich ein Stier anzugreifen, oder nimmt er die Flucht, so bedient man sich eines grausamen Mittels, ihn zu tödten. Ein mit einer langen Stange, an deren Ende ein scharfes halbmondförmiges Eisen befestigt ist, bewaffneter Mann haut dem armen Thiere die Beinsehnen durch. Fällt es, so wird ihm durch einen Dolchstoß der Garaus gemacht. Ein solcher Fall tritt jedoch nur selten ein.

Der Tod des Stieres wird durch Trompetenschmetter verkündet. Drey Maulthiere ziehen ihn im Galopp aus der Arena, eben so die todten Pferde, und ein neuer Kampf beginnt, der ungefähr immer dieselben Umstände darbiethet, und zwischen 15 bis 20 Minuten dauert.

Es geschieht nicht selten, daß auch ein Torero auf dem Kampfplatze bleibt, und man rechnet, daß jährlich deren zwey oder drey in Spanien umkommen. Immer werden sie mehr oder weniger verlegt. Der bekannte Matador Pepe Llo erhielt in seinem Leben sechs und zwanzig Hörnerstöße, und der letzte tödtete ihn.

Die Toreros finden nicht allein in der starken Besoldung, welche sie erhalten, einen mächtigen Beweggrund, sich den Gefahren ihres Gewerbes auszusetzen, sondern vorzüglich in dem ihnen gespendeten Beyfall, und in dem Ruhm, den sie sich durch ihre



Unerfrohenheit zu erwerben glauben. Deshalb geschieht es oft, daß Personen von Stande die Rolle des Matadors übernehmen.

Die Begierde, sich auf eine ungewöhnliche Weise auszuzeichnen, hat mehrere Torcadors vermocht, die Gefahren freywillig zu vermehren, denen sie sich aussetzen haben. Pepe Ilo, und nach ihm Romero, stellten sich dem Stier mit Eisen an den Füßen entgegen. Die Kaltblütigkeit dieser Menschen, im Augenblick der größten Gefahr, hat etwas wirklich Wunderbares.

Erst neuerdings wurde ein Picador, Namens Juan Sevilla, von einem andalusischen Stier zu Boden geworfen, und seinem Pferde der Leib geöffnet. Ohne sich von den Chulos irreleiten zu lassen, stürzte sich der Stier auf seinen Gegner, trat ihn mit Füßen, und versetzte ihm mehrere Hörnerstöße gegen die Beine. Indessen bemerkte er bald, daß er ihn dort nicht verletzen könne, weshalb er ihn umwendete, um ihm seine Hörner in die Brust zu bohren.

In demselben Augenblick erhob sich Sevilla mit größter Mühe, ergriff den Stier mit der einen Hand am Ohr, und bohrte ihm die andere in die Nasenlöcher, während er seinen Kopf gegen den des wüthenden Thieres gestemmt hielt. Umsonst schüttelte sich der Stier mit aller Gewalt, trat seinen Gegner mit Füßen und versuchte durch heftige Stöße sich seiner zu entledigen. Sevilla hielt sich an ihn fest geklammert, und schien mit ihm Eins geworden.

Angstvoll betrachteten die Zuschauer diesen unglei-

hen Kampf, der zum Glück nicht länger als zwei Minuten dauerte, wonach der Stier sich plötzlich von seinem Gegner los riß, und die Chulos verfolgte. Man glaubte, Sevilla müsse aus der Arena getragen werden, so übel schien er zugerichtet. Aber kaum hatte man ihn emporgerichtet, so ergriff er einen Mantel und wollte, seiner großen Stiefeln und seiner unbehüllichen Bekleidung ungeachtet, den Stier zu Fuß bekämpfen. Man war genöthigt, ihm den Mantel wegzureißen, weil er sonst unfehlbar umgekommen wäre.

Gleich nachher stieg er wieder zu Pferde, und griff den Stier mitten auf dem Plage an. Der Gegeneinanderstoß war so heftig, daß Pferd und Stier zu gleicher Zeit stürzten. Man hätte nun die tausendfältigen Viva's hören, die rasende Freude, die Trunkenheit der Menge sehen sollen, der nie ein ähnliches Schauspiel sich dargeboten. Sevilla hat sich seitdem in Madrid einen unsterblichen Namen erworben.

## Die bestrafte Empörung von Kairo.

Kairo war seit drey Monathen von den französischen Truppen besetzt. Mit ruhiger Verzichtleistung schienen die Bewohner dieser großen Stadt ihren neuen Gebiethern sich unterworfen zu haben. Ihre äußere Haltung war freundschaftlich, zuvorkommend. Nichts verrieth den innern Groll. Kaum unterbrochen einige individuelle schnell bestrafte Widersetzlichkeiten die alltägliche Einförmigkeit.

Indessen war die Ruhe nur anscheinend. Im Grunde aller Gemüther gährte die Insurrection. Der Wunsch nach Rache belebte die große Masse der Bevölkerung. Man flüsterte von einem Tage, einer geheimnißvollen Stunde, in welcher der Sturm losbrechen sollte. Man wiederholte alle Verstöße, die sich nur irgend den Franzosen zur Last legen ließen.

Unter diesen Verstößen waren einige reelle, positive Interessen betreffend, welche die neue Verwaltung verletzt. Aber die meisten waren durchaus erdacht vom Übelwollen, und vergrößert vom Hass. Zu den erstern gehörten die gegen die Pest getroffenen Vorsichtsmaßregeln, die zu sehr dem Fanatismus (Glaube an ein unvermeidliches Schicksal) der Landes = Ein-

wohner entgegengesetzt waren, um ohne Murren von ihnen in Ausführung gebracht zu werden. Dazu gesellte sich noch der Befehl des Obergenerals, hinsichtlich der dreyfarbigen Cocarde, und die Einführung der Stempel- und Einschreibungs-Gebühren, von denen sie nicht den mindesten Begriff hatten.

Außer diesen Hauptbedrückungen hatten die Egypter sich noch über mehrere andere untergeordnete, vielleicht noch unleidlichere Scherereyen zu beklagen. Vor der Besiznahme der Franzosen genossen die Muselmänner mehrere, von ihrem Glauben herrührende Vorrechte. Sie allein durften den weißen Turban tragen, in Mitte der Straße gehen u. s. w. Sie hatten nie geduldet, daß ein Grieche oder ein Jude, ein Kophthe oder ein Christ diese Privilegien sich zueigne. Darum auch wurde eine ziemlich starke Rückwirkung bemerklich, als die Duldung der Franzosen diese religiösen Unterscheidungen beseitigt. Die lange tyrannisirten Kophthen (eine alte christliche Secte) und Juden erhoben das Haupt, und wurden aus Unterdrückten Unterdrücker. Nicht zufrieden, sich durchaus wie die Muselmänner zu kleiden, wollten sie sich auch noch eine große Überlegenheit anmaßen. Als Steuer-Einnehmer taxirten sie die ehemaligen Herren des Landes nach Gutdünken, und vereinten oft Unverschämtheit mit Ungerechtigkeit. Wäre der Obergeneral von diesen Mißbräuchen unterrichtet worden, würde er sie durch ein strenges Beyspiel beendet haben. Aber die Klagen der Steuerpflichtigen, von den Dollmetschern

entweder gänzlich verschwiegen oder entstellt, gelangten nie bis zu den höhern Behörden.

Zu diesen Beweggründen des Mißvergnügens gesellten sich noch die geheimen Aufwiegelungen einiger Ehrgeizigen und die Umtriebe der Mamelucken-Agenten. Es gab zu Kairo, in der großen Moschee el Alzhar (der Blumen) einen Verschwörer-Kern, der sich immer mehr Anhänger zuzuwenden wußte, und durch alle mögliche Mittel Haß und Eifersucht nährte.

Um die Beauftragten Murad's und Ibrahim's gruppirtten sich alle Scheiks, deren Dienstverbiethen Bonaparte nicht angenommen. Die Taktik der Verschwornen war, zuerst die Mitglieder des Divans, die man im französischen Interesse glaubte, verächtlich zu machen. Dieß Unternehmen gelang ihnen sowohl, daß eins dieser Mitglieder von den Gläubigen aus der Moschee vertrieben wurde, deren Vorsteher er war.

Die Hauptsache war nun, dem Volke Muth zu geben, den ersten Eindruck zu schwächen, welchen die Kriegskunst der Franzosen auf die Gemüther gemacht, und sie zu überzeugen, daß man selbst eine Armee besiegen könne, welche die Mamelucken geschlagen. Um zu diesem Zwecke zu gelangen, wurde bald das Gerücht verbreitet, daß Bonaparte den Entschluß gefaßt, alle Muselmänner zum christlichen Glauben zu bekehren, und mit Gewalt die Widerspänstigen zur Abschwörung zu zwingen. Bald sprach man von einer zahlreichen Osmanlis- und Mamelucken-Armee, die auf der egyptischen Küste gelandet. Bald

hatte Murad Daiffair's Armee bis nach Gizeh zurückgedrängt; bald war Ibrahim mit seiner Reiterey zu Belbey's gesehen worden. Mit einem Worte, es gab keine Fabel, die man nicht in Umlauf setzte, um das Volk zur Empörung zu reizen. Religiöse Scrupel, persönlicher Unwille, die Aussicht auf Sieg und Plünderung, nichts wurde vernachlässigt, um die Explosion zu beschleunigen. Die Iman's, die Muf-ti's selbst predigten beständig in diesem Sinne.

Bisher hatte die große Masse der Bevölkerung diese wiederholten Aufwiegelungs-Versuche nur durch die Zeichen ihrer Unzufriedenheit über die neue Ordnung der Dinge beantwortet. Sie traute ihren Kräften noch nicht, und wagte es nicht, einen Kampf zu beginnen, dessen Resultate eine dunkle Ahnung sie voraussehen ließ. Sie hatte überdem kein Vertrauen in den Beystand, der ihr von Außen zukommen sollte. Bonaparte hatte sich in seinen Proclamationen einen Freund und Bundesgenossen des Sultans genannt. Er hatte den Kyaga des Pascha's als den Gesandten und Vertreter der hohen Pforte anerkannt. Seine Angabe konnte demnach nur durch eine ottomanische Armee, oder durch ein Manifest des Großherrn, vernichtet werden. Dieses letzte erschien endlich, und wurde in großer Zahl unter den Gläubigen vertheilt.

Von Seiten des Sultans gegen die Angaben der Franzosen gerichtet, wurde es eine furchtbare Waffe in den Händen der Verschwörer. Sie bedienten sich desselben, um alle Egypter, welche die Oberherrlichkeit der Pforte anerkannten, für sich zu gewinnen.

Zu dieser Classe Unzufriedener gesellte sich bald eine noch weit zahlreichere, die derjenigen, welche von den fiscalischen Neuerungen bedrückt wurden. Architecten und Ingenieurs hatten den Auftrag erhalten, ein regelmäßiges Kataster alles egyptischen Eigenthums aufzunehmen. Diese Operation machte mehrere den Muselmännern unausstehliche Hausbesuche nothwendig, und oft konnte man sie nur mit Gewalt zwingen, dieser zugleich moralischen und materiellen Inquisition sich zu unterwerfen.

Das erste Murren wurde bey den großen Grundeigenthümern vernehmbar. Die Abgabe lastete auf eine so drückende Weise auf ihnen, daß davon auf keinen Fall ein gutes Resultat zu erwarten war. Ueberdem hingen von diesen Reichen die meisten Unbemittelten ab, die durch eine bevorstehende Umwälzung wenig verlieren konnten, während sich ihnen eine erwünschte Aussicht auf Raub und Plünderung darboth.

Die Beschwerden der Aristokratie von Kairo fanden also ein bereitwilliges Echo im Pöbel. Um das Maß voll zu machen, regten die Iman's den alten Religionshaß auf. In den letzten Tagen des Vendemiaire (Weinmonath) wurden ihre Aufreizungen immer wüthender. Sie gaben sich nicht einmahl mehr die Mühe, zu diesem Zwecke sich heiliger Allegorien zu bedienen. Sie fortderten offen, ohne Umschreibung, das Volk zur Empörung auf. Von den Minareten herab riefen die Muezzins (öffentliche Ausrufer) den Gläubigen zu, sich bereit zu halten für den heiligen Krieg. Der Vorsteher der Blinden der großen Moschee,

Ismaÿl el Gızanı, leitete die priesterliche Verschwörung, und entflamnte Alles durch seinen Fanatismus.

Endlich brach die große Verschwörung aus. Ein Stelldichein war in der Nacht vom 29. bis zum 30. Vendemiaire des Jahres VII (vom 20. zum 21. October 1798, oder vom 10. zum 11. Gemaly el Anel 1213) bestimmt. Dreyßig Scheiks, mehrere Mamelucken - Agenten, der Blinden Vorsteher der großen Moschee und mehrere andere Mitverschworne erschienen. Man wollte sich über die Art und Weise des Ausbruchs verständigen, um ihn so allgemein und entscheidend als möglich zu machen. Man stritt sich lange, ohne zur Entscheidung zu kommen. Endlich wurde der nächste Tag zum Beginn festgestellt. Nach dem entworfenen Plane sollte man zuerst die Eröffnung der Kaufladen verhindern, wornach mehrere tausend angebliche Bittsteller gegen die neuen Einschreibungs-Gebühren sich nach dem Pallaste des Generalstabes begeben sollten.

Schon bey Tagesanbruch (am 21. October) konnte man bemerken, daß etwas Ungewöhnliches in Egyptens Hauptstadt vorgehe. Zahlreiche, drohende Gruppen bildeten sich auf mehreren Punkten. Leidenschaftliche Redner sprachen zur Menge mit großer Behemenz (Hestigkeit), und ihre Ausfälle gegen die fran- zösische Tyranny wurden durch lautes Beyfallgeschrey beantwortet. Die Straßen wurden immer belebter, und bald riefen die Vorübergehenden sich laute Ermuthigungen zu, bald wechselten sie geheimnißvolle Worte mit einander. Die Masse hatte sich noch nicht



entschieden oder erklärt; aber den zornigen Blicken nach zu urtheilen, die sie gegen die Franzosen schleuderten, war der Ausbruch der Feindseligkeiten nicht mehr fern. Die erste Bezeugung derselben war gegen die Kaufmannsladen gerichtet, die halb gutwillig, halb gezwungen verschlossen wurden.

Bald wurden die Gruppen immer größer, immer dichter. Die Bevölkerung der Vorstädte, die Fellahs der Bazare und die Kaufleute strömten immer häufiger herbey. Plötzlich erschallte ein Schrey der Verwünschung gegen die Franzosen, gegen die neue Abgabe, gegen Bonaparte, der sogleich von tausend Stimmen wiederholt wurde. Der Tumult, das Geheul wurde immer furchtbarer. Es war unmöglich, die Absicht der Menge zu mißkennen. Die Insurrection hatte begonnen: es war nur darum zu thun, ihr jetzt ihre Richtung anzuweisen.

Seid-Bekr Mokdessi (d. h. gebürtig von Jerusalem) erschien, um sich an der Rebellen Spitze zu stellen. Er versammelte um sich die Entschlossensten, und marschirte gerade gegen das Haus des Kadi Ibrahim Ehtem Efendi.

Ibrahim war ein Greis, der bey den Einwohnern in hohem Ansehen stand, und der viele Anhänger in Kairo hatte. Seid-Bekr erschien vor ihm mit einer Deputation von zwanzig Personen. »Wir wollen zu Bonaparte gehen!« sagte er. »Wir wollen, daß er seine Verordnung, die Einschreibungs-Gebühr betreffend, widerrufe. Steig zu Pferde, und komm mit uns.«

Gern oder ungern mußte der Greis ihrem Begehren entsprechen. Als er aber außer dem Hause die drohende Menge erblickte, begriff er leicht, worauf es eigentlich abgesehen sey, und weigerte sich, weiter zu gehen. Alle Vorstellungen blieben fruchtlos. Er stieg vom Pferde und wollte zurückkehren. Da überfielen die Empörer ihn und seine Leute, schlugen sie mit Knütteln oder Steinen todt, und plünderten sein Haus.

Nach diesem ersten Siege, der ihnen die Hoffnung gab, eben so leicht mit den Franzosen fertig zu werden, als mit den Bedienten des Kadi, schrie die Masse immer wüthender: »Zu Bonaparte! Zu Bonaparte!« Die Verschwornen, Scheiks oder Imans, mischten sich in die Menge, und riefen ihr zu, daß man alle Franzosen ausrotten müsse. Zu gleicher Zeit stimmten die Muezzins auf den Minaretten die Kriegshymne an, und eine electrische Trunkenheit bemächtigte sich Aller. Durch so viele Anreizungen aufgereg, vermochte das Volk sich nicht mehr zu halten. Es schrie nach Blut, und glaubte, der Augenblick zur Ausführung einer egyptischen Vesper sey gekommen.

Ueber die eigentliche Gesinnung der Menge irregeleitet, hatten die Franzosen ihrerseits nichts vorbereitet, um einer plötzlichen Empörung einen nachdrücklichen Widerstand entgegenzustellen. An dem Tage selbst, wo die Revolution ausbrach, circularkten Soldaten, Officiere, Gelehrte, ruhig und ohne Mißtrauen in der Stadt, um ihren Geschäften nachzuge-

hen. Darum auch war der erste Angriff des Volks eben so schrecklich als unvorhergesehen. Vereinzelte, unbewaffnete Franzosen fielen unter den Dolchstößen dieser unbarmherzigen Bürger. Die europäischen Kaufleute selbst, welche sich in Kairo niedergelassen, wurden nicht verschont. Ihre Khan's (Waarenlager) wurden umringt, erstürmt und geplündert. Die Muselmänner, welche sich der neuen Ordnung der Dinge zugeneigt, konnten der Wuth der Empörer nur durch eine schnelle Flucht entgehen. Der Scheik El Sadat wurde ergriffen, kahl geschoren, mit der Uniform eines erschlagenen Soldaten bekleidet, und im Bazar für dreyzehn Piaster verkauft.

Eines der ersten Häuser, welches der Pöbel überfiel und plünderte, war das Caffareli's. Glücklicherweise war dieser General schon früh ausgegangen, um mit Bonaparte und dem Generalstab die Insel Rudah zu besuchen. Das Haus war also leer, als der Haufe vor demselben erschien. Zwey Ingenieure, Chevenot und Duval, befanden sich nur mit einigen Bedienten in demselben. Sie vertheidigten sich auf das Hartnäckigste, wurden aber endlich in einem Zimmer, wohin sie sich zurückgezogen, übermannt, und in Stücken gehauen. Diese Rache schien jedoch dem Pöbel nicht genügend. Er zerschlug alle physikalischen und mathematischen Instrumente, die sich im Hause befanden, und die man mit großen Kosten gesammelt und herbeygeschafft.

Unfern von da wurde der drey und sechzigjährige Vorsteher der Ingenieur-Geographen, Lefte-

wurde, ermordet. Er hatte das Institut verlassen, um sich zum General Caffareli zu begeben, als er, indem er um eine Straßenecke bog, plötzlich von einer fanatischen Bande überfallen wurde. Tomard sollte ihn begleiten. Aber zufällig hatte er ihn einige Minuten zuvor verlassen, und dieser Umstand rettete ihn. Der Zeichner Dupperes war nicht so glücklich; er kam um mit den Waffen in der Hand. Der Ingenieur Roche entkam mit einer Wunde am Kopf.

Kaum war eine halbe Stunde verflossen seit dem Ausbruche der Insurrection, und schon hatte die ganze Stadt sich erhoben. Alle zerstreute Posten in den volkreichen Theilen waren ermordet. Der Volksstrom hatte sich gegen den öffentlichen Schatz gewälzt, und nur mit der äußersten Anstrengung konnten die tapfern Grenadiere der drey und zwanzigsten Halbbrigade ihn vor Plünderung bewahren. Das Spital selbst wurde angegriffen, und die beyden Wundärzte erster Classe, Roussel und Mongin, bezahlten ihren edelmüthigen Widerstand mit ihrem Leben.

Das Institut und der Pallast Kassim Bey's, in welchem die Commission der Künste und Wissenschaften wohnte, war ebenfalls bedrohet. In einer Vorstadt gelegen, hatten diese Gebäude nicht allein den Angriff einer fanatischen Bevölkerung, sondern auch den der aus der Umgegend herbegeströmten Araber zu befürchten. Um so vielen Gefahren Trotz zu biethen, hatten die Gelehrten auf keine andere Hülfe zu rechnen, als die, welche sie sich selbst gewähren konnten.

Ihre Energie ersetzte die ihnen mangelnde Sicherungswache. Mit Hülfe einiger Bedienten verrammelten sie alle Thüren und Zugänge und schlugen mehrmahls die Angreifenden zurück, die endlich eine andere Richtung nahmen.

Im Innern der Stadt verschürzte das Drama sich immer mehr. Nach den ersten, unvollständigen Berichten, hatte der Commandant von Kairo, General Dupuy, über den Charakter des Aufstandes sich getäuscht. »Es ist nichts als eine Schlägerey!« sagte er, und begnügte sich, einige Streifwachen auszuscheiden. Aber als man ihm Schlag auf Schlag die Fortschritte der Empörung und die bereits verübten Excessen hinterbrachte, begriff er, daß ein solches Ereigniß nicht Statt gefunden, hätte man sich darüber nicht im Voraus verständigt.

Er stieg sogleich zu Pferde, und begab sich, in Begleitung seines Adjutanten, des Capitäns Maury, so wie des Kaufmanns Baudouin, der sich erbot, ihm als Dolmetscher zu dienen, zur Caserne der zwey und dreyßigsten Halbbrigade, auf dem Place Birket el fil, welcher er die Waffen zu ergreifen, und sich marschfertig zu halten befohl.

Nach dieser Maßregel schlug er sich bis zur Wohnung des Kadi durch, um dort zu erfahren, nach welcher Seite sich die Empörer gewendet. Man deutete ihm den großen Friedhof, die Stadt der Gräber genannt, an. Er versuchte es, dahin vorzudringen. Aber schon waren die Straßen dergestalt von Men-

ſchen angefüllt, daß man nichts ſah, als eine bewegliche Maſſe von Köpfen und Turbanen.

Zwiſchen einer ſolchen lebendigen Hecke hinweg, war Dupuy bis zum Eingang der Frankenſtadt gelangt. Er wollte eben die Venetianerſtraße betreten, als ein entſchloſſener Hauſe ſich ihm entgegenwarf und ihm den Weg verſperrte. Umſonſt bemühte ſich Baudeuf, Worte des Friedens vernehmbar zu machen. Man antwortete ihm durch Verwünſchungen.

Der General ermaß ſogleich die Gefahr und das einzige Mittel, ihr zu entrinnen. Er ſetzte ſich an die Spitze ſeiner Dragoner, und befahl durchzubrechen. Der erſte Stoß gelang, und die Rebellen fielen unter den Hufen der Roſſe, oder unter den Säbelhieben der Reiter. Aber da die Straße ſehr eng war, konnte die Maſſe ſich nicht flüchten, und war gewiſſer Maßen gezwungen, Widerſtand zu leiſten. Dupuy und ſeine Begleiter ſahen ſich bald noch dichter umſchloſſen, als vorher.

In dieſem Augenblick erſchien, in einer Entfernung von zweyhundert Schritten, Bartolomäus der Grieche an der Spitze einer Abtheilung Polizeybeamten. Er ließ auf die Menge ſchießen, deren Wuth dadurch auf's Äußerſte geſteigert wurde. Dupuy erhielt einen Lanzenſtich und rief: »Ich bin verloren.« Er reichte ſeinem Adjutanten die Hand, während ſein Blut ſtromweis aus der Wunde ſchoß. Als man ihn endlich in ein naheſ Haus bringen konnte, wo der Oberwundarzt Carrey ſich bemüdete, das Blut zurückzuhalten, war es zu ſpät. Man brachte

ihn zu dem Adjutanten Junots, wo er einige Minuten nachher starb.

Dies Ereigniß war bald in der ganzen Stadt bekannt. Es erzeugte in der Bevölkerung die Trunkenheit eines Triumphes, und in der Armee das Gefühl des Schmerzes, wie den Wunsch nach Rache. Die Einwohner, welche sich bisher ruhig verhalten, nahmen nun ebenfalls Antheil an der Empörung, und rüsteten sich zum Kampfe. Auf allen Seiten wurden Verhaue erbaut, hinter denen ein mörderisches Gewehrfeuer begann. Die Thore von Nasr, Futuch und Verhahieh wurden vom Volke genommen, und in Vertheidigungs-Zustand gesetzt.

Indessen dachte der Pöbel an nichts als Plünderung, und sein Streben ließ dem Aufstande bald seinen ursprünglichen Charakter verlieren. Die Häuser der Reichen, zu welcher Glaubensmeinung sie sich auch bekennen mochten, wurden überfallen und ausgeräumt. Die Plünderer bemächtigten sich nicht allein der Kostbarkeiten, des Geldes, der Geräthe, sondern auch der Frauen und Mädchen, die sie für gute Beute erklärten.

Zu diesen Plünderern aus dem Innern der Stadt gesellten sich bald auch mehrere Araberhorden, die man in der Umgegend benachrichtigt, und zum Kampf aufgefordert. Eine derselben begann ihre Heldenthaten durch die Ermordung eines Transports Kranker, von der Division Regnier, der sie am Thore Kairo's, auf der Straße nach Welbey's begegnete.

Solches war der Zustand der Dinge, als die

Lärmkanone gelöst wurde. Die französischen Generale hatten begriffen, daß, um einen so allgemeinen Angriff zurückzuschlagen, vor Allem Uebereinstimmung und Nachdruck in der Vertheidigung erforderlich seyen. In Bonaparte's Abwesenheit übernahm Bou den Oberbefehl der Truppen, die sich von allen Seiten versammelten. Er ließ durch zahlreiche Infanterie-Abtheilungen die Hauptstraße reinigen, und die egyptischen Scharfschützen mit dem Bayonett aus ihren Verschanzungen vertreiben. Diese Bewegung erzielte ein vollständiges Resultat. Die Empörer wurden in Masse in ein Stadtviertel gedrängt, und waren genöthigt, sich in die große Moschee el Arzha zu werfen. Fünfzehntausend derselben, hauptsächlich die Entschlossensten, nahmen dort eine feste Stellung. Sie schwuren, lieber zu sterben, als sich zu ergeben. In demselben Augenblick kehrte auch Bonaparte nach Kairo zurück. Durch die Lärmkanone und durch die an ihn abgeschickten Boten benachrichtigt, verließ er in aller Eile die Insel Rudah. Am Thore von Alt-Kairo versperrte ihm ein Volkshaufen den Weg. Derselbe Fall ereignete sich auch bey dem Institut. Nur mit Mühe konnte er endlich durch das Bulakthor in das Innere der Stadt dringen.

Kaum war er vom Pferde gestiegen, so blickte er um sich, und ertheilte seine ersten Befehle. Jede Verbindung zwischen den verschiedenen Stadttheilen war noch unterbrochen.

Junot erhielt den Oberbefehl der auf dem Platze Erzbesieh campirten Truppen. Vor Tagesende



wären mehrere Kanonen am Eingang der Hauptstraßen aufgefahren.

Die Nacht stellte die Ruhe wieder her. Nach und nach verwandelte sich der Tumult der Stadt in ein dumpfes Gemurmel, worauf endlich ein tiefes Schweigen folgte, das nur von Zeit zu Zeit durch das Wer da! der Schildwachen unterbrochen wurde.

Diese Stille, nach so einem heißen Tage, war das Resultat eines den Orientalen gemeinsamen Vorurtheils. Die Muselmänner machen es sich zum Scrupel, noch nach Sonnen-Untergang zu streiten. Sie begaben sich in ihre Wohnungen, mit Ausnahme derer, welche sich in die große Moschee geworfen, und selbst diese lektorn enthielten sich während der Nacht aller Feindseligkeiten.

Obgleich scheinbar unthätig, trafen dennoch beide Theile ihre Vorbereitungen für den nächsten Morgen. Bonaparte benutzte diesen kurzen Waffenstillstand, seine zerstreuten Truppen zusammenzuziehen, und seinen Angriffsplan zu organisiren. Der General Dommartin erhielt den Befehl, um Mitternacht Kairo zu verlassen, und auf dem Abhang des Mokattam, einem Hügel zwischen der Kobbe und der großen Citadelle, eine Batterie zu errichten, welche auf eine Höhe von dreihundert Fuß die große Moschee beherrschte.

Die Empörer ihrerseits hatten eine Menge Boten in die Umgegend geschickt, um einen allgemeinen Aufstand der Bevölkerung zu veranlassen. Sie forderten alle Fellahs oder Bauern auf, nach Kairo zu eilen,

und brangen bis zu den Zelten der Araber in der Wüste. Sie sprachen von der bedroheten Religion, von dem bereits errungenen Siege, von der bevorstehenden Plünderung, und führten durch solche Überredungskünste mehrere Tausend Einwohner der Hauptstadt Egyptens zu.

Am ersten Brumaire (22. October) mit Tagesanbruch erhoben sich die Muselmänner zum neuen Kampfe. Durch die Zuströmungen aus der Umgegend bedeutend verstärkt, glaubten sie die Franzosen mit einem Schlage vernichten zu können. Bauern und Beduinen, mit Knütteln, Piken, Säbeln, Dolchen, Pistolen und Flinten bewaffnet, drängten sich in den Straßen und stießen wildes Mordgeschrey aus.

Bonaparte wollte, bevor er den Kampf begann, genau die verschiedenen Elemente der Verschwörung kennen, um zu wissen, wo und wie er am kräftigsten zu verfahren habe. Eine große Zahl Insurgenten hatte den Friedhof besetzt. Er schickte eine Infanterie-Colonne gegen sie. Das Gefecht war blutig, aber der Erfolg vollkommen. Der Feind wurde theils niedergehauen, theils zerstreut. In derselben Zeit wurden auch mehrere andere Angriffe in verschiedenen Straßen zurückgeschlagen. Eine Moschee wurde erstürmt, und die darin Befindlichen mußten über die Klinge springen. Die auf den Straßenecken aufgeführten Kanonen richteten große Verheerungen unter den Empörern an.

Während diese Begebenheiten sich im Innern der Stadt ereigneten, machten andere Angriffe von Seite

der Franzosen außerhalb derselben eine nützliche Diver-  
sion. Bey Tagesanbruch hatten die Generale Lan-  
nes, Baur und Alexander Dumas rings um  
Kairo Infanterie- und Cavallerie-Abtheilungen auf-  
gestellt. Die verschiedenen Bauern- oder Araberhorden,  
welche in die Stadt bringen wollten, fanden überall  
Truppen, die ihnen den Eintritt streitig machten,  
und sie einzeln schlugen. Durch diese kluge Maßregel  
wurde die Insurrection Kairo's von jener der Umge-  
gend vereinzelt.

Mit einer solchen Mission beauftragt, hatte der  
Brigade-Chef Sulkowski, Bonaparte's  
Adjutant, den Weg von Belbey's gereinigt, und kehrte  
wieder zur Armee zurück, als er am Thore Bal-el-  
Mastr von der Bevölkerung der Vorstadt dieses Nah-  
mens überfallen wurde. Der tapfere Pohle beschloß  
sich durchzuschlagen, wie groß auch die sich ihm ent-  
gegenstellende Übermacht seyn mochte. Schon hatte er  
den dicksten Haufen durchdrungen, als sein Pferd  
stürzte und ihn zu Boden warf. Er wurde von hun-  
dert Stichen durchbohrt, bevor die Seinigen ihm zu  
Hülfe kommen konnten.

Sulkowski war einer jener heldenmüthigen  
Pohlen, die, nach der Theilung ihres Vaterlandes,  
sich freiwillig exilirt und ihren Arm der französischen  
Republik geliehen. Während der Belagerung von  
Mantua, wo er sich besonders ausgezeichnet, hatte  
Bonaparte ihn zu seinem Adjutanten ernannt.  
Als Gelehrter war er Mitglied des Instituts von

Kairo, und hatte diese Ernennung durch wichtige Nachforschungen und Arbeiten gerechtfertiget.

Als die Nachricht von Sulkowski's Tod Bonaparte hinterbracht wurde, gab er sich keine Mühe, seinen Schmerz zu verbergen. Mit großen Schritten sein Zimmer durchheilend, sagte er: »Sollen wir das Spielzeug einiger Landstreicherhorden werden, jener Araber, die man kaum bey civilisirten Völkern zählt, und des Pöbels von Kairo, der schlechtesten und wildesten Canaille auf Erden? Nein, nein, das soll, das muß eine andere Wendung nehmen. Ihr sollt nicht umsonst meinen braven Sulkowski ermordet haben.« Diese Ausrufungen waren mit jenen heftigen, kurzen Bewegungen begleitet, die bey Bonaparte immer eine gewaltige Gemüthsregung bekundeten, und die nahe Verkündigung furchtbarer Ereignisse erwarten ließen. Er beruhigte sich wieder einiger Maßen, als man ihm ankündigte, daß die Mitglieder des Divans sich zu seiner Verfügung stellten. Sie wurden eingeführt. Man muß diesem politischen Körper Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er mißbilligte die Empörung nicht allein, er both auch Alles auf, sie zu beschwichtigen; doch vergeblich. Der Obergeneral ließ den Divan zuerst hart an, zeigte sich jedoch nach einigen erhaltenen Erklärungen bereit, zu ihm Vertrauen zu fassen. Er verlangte, daß der Divan selbst den Empörern seine letzten Friedensworte hinterbringe. Zu gleicher Zeit, um auf alles gefaßt zu seyn, wurde dem General Dommartin der

Befehl erteilt, sich bereit zu halten, um auf das erste Zeichen die Beschießung zu beginnen.

Durch die geschickten Manöver der Franzosen war die Empörung in der großen Moschee und ihrer nächsten Umgebung concentrirt. Theils freywillig dort versammelt, theils dahin gedrängt, war die Masse der Insurgenten sehr stark und muthbeseelt. Die Zmans, die Mollas, die Häuptlinge der Verschwornen, die wohl einsahen, daß es um die Erhaltung ihres Lebens zu thun sey, bothen Alles auf, die Menge zu fanatisiren, und ihr jeden Vergleich mit den Franzosen als unmöglich darzustellen.

Darum, als der Divan, die Scheiks und die Doctoren des Gesetzes an den Verrämlungen der Empörer erschienen, erhielten sie zur Antwort nur Flintenschüsse. Diese Friedensvermittlung wurde von den Lettern als ein Beweis von der Schwäche der Franzosen gedeutet und trug nur dazu bey, ihren Enthusiasmus und ihre fanatische Überspannung zu vermehren. Man sprach davon, einen allgemeinen Ausfall zu unternehmen und die Ungläubigen bis auf den letzten Mann zu vertilgen.

Aber diese Trunkenheit war nicht von langer Dauer. In dem Augenblicke, als sie ihren Gipfel erreichte, fiel eine von Mokattam abgeschossene Haubitzengranate mitten unter die Empörer. Das war das Zeichen zur allgemeinen Beschießung.

Um Schlag vier Uhr hatten der General Dommartin und der Gouverneur der Citadelle den Befehl erhalten, ihre Batterien spielen zu lassen. Um

diese Maßregel desto wirksamer zu machen, wurden durch Grenadiere alle Zugänge der großen Moschee besetzt, und dadurch den Insurgenten jeder Rückzug abgeschnitten.

Bomben und Kanonenkugeln hagelten nun tausendweis auf den Herd der Empörung. Die an mehreren Stellen durchbrochene Moschee drohte einzustürzen, die in ihr befindlichen Tausende unter ihren Trümmern zu begraben. Bald both dieß ganze Stadtviertel eine Scene der gräßlichsten Verwüstung dar. Man sah nur brennende Gebäude, oder andere, die vollkommen zerschmettert waren. Unter diesen zusammenstürzenden Massen, in denen ganze Familien umkamen, hörte man furchtbares Todesgeschrey oder dumpfes Gewimmer erschallen. Die Zugehörungen von Game-el-Azhar, die Straßen Gurgeh und Sagnetgeh, Zielpuncte der französischen Batterien, waren dieser Verheerungen Hauptschauplatz.

Es war sechs Uhr, und ein in Egypten seltenes Phänomen, ein Gewitter, vereinte sich mit dem Getrach des französischen Geschüzes. Das war mehr als hinlänglich, ein abergläubiges Entsetzen in den Gemüthern der Egypter zu verbreiten. Die Stadttheile außer dem der Moschee schwuren in demselben Augenblick alle feindlichen Gesinnungen ab. Die Empörer selbst, von diesem himmlischen Zeichen betroffen, verlangten zu capituliren und sich zu unterwerfen. Aber Bonaparte hielt die ihnen ertheilte Lektion noch nicht für genügend. Das französische Blut dämpfte noch. Über dem mußte man durch eine unmittelbare

Strenge der Erneuerung solcher Insurrectionen zu  
vorkommen.

»Nein!« sagte der Obergeneral zu dem Abgesand-  
ten der Rebellen. »Ihr habt meine Gnade verworfen,  
als ich sie euch angebothen. Die Stunde der Rache  
hat geschlagen. Ihr habt angefangen; es ist an mir,  
zu enden, wann ich es für zweckmäßig erachte.«

Zur Verzweiflung gebracht, suchten die Empörer  
mit den Waffen in der Hand sich durchzuschlagen.  
Aber alle Ausgänge waren mit einem Wall von Ba-  
yonetten verschlossen, den ihr Muth nicht zu durch-  
brechen im Stande war.

Dieser Todeskampf dauerte bis acht Uhr, wo  
die Urheber der Insurrection sich zum allgemeinen Be-  
sten aufzuopfern beschloffen. Sie naheten sich entwaff-  
net den französischen Soldaten, warfen sich mit dem  
Antlitz zu Boden, und riefen: Ammam (Barmher-  
zigkeit)!

Naparte ließ sich erweichen. Er gab Be-  
fehl, das Feuer einzustellen, und ließ seine Gnade-  
verkündigung in den Straßen ausrufen. Im ersten  
Augenblick konnten die Einwohner daran nicht glau-  
ben. Noch von Entsetzen versteinert, glaubten sie im-  
mer, die Batterien des Mokattam donnern zu hören.

Nur einige fanatische Verzückte weigerten sich,  
die Wohlthaten der Amnestie anzunehmen, und be-  
schloffen, bis zum letzten Hauch sich in der großen  
Moschee zu vertheidigen. Ein Bataillon Grenadiere  
wurde gegen sie geschickt, und nach einem lebhaften  
Gewehrfeuer wurde das Heiligthum mit dem Bayo-

nett erstürmt. Lange noch währte der Kampf im Innern des Tempels. Von den Gallerien machten die Muselmänner noch ein scharfes Feuer auf die Franzosen, die alle diese einzelnen Festungen, eine nach der andern, nehmen mußten.

Mitten in dieser blutigen Verwirrung, als die Kugeln der Belagerer und Belagerten sich durchkreuzten, einen Feind oder einen Freund trafen, wer hätte glauben sollen, daß da ein Gelehrter herbeyzilen würde, um mit Lebensgefahr zu versuchen, im Interesse der Wissenschaft einige arabische Bücher den Flammen zu entreißen?

Es verhielt sich in der That also. Der Orientalist *Marcel* wagte sich in das dickste Gewühl, um es zu versuchen, einige der kostbaren Handschriften zu retten, die, wie er wußte, in dieser Moschee vorhanden waren. Seine Erwartung wurde nicht getäuscht. Er hatte das Glück, unter Anderm einen Koran von riesigem Format, auf Kamelhaut geschrieben, zu retten, dessen Einband mit den zierlichsten arabischen Zeichnungen versehen war.

Nachdem die Grenadiere sich ihrer Feinde erledigt, trafen sie die nöthigen Einrichtungen, um die Nacht in dem muselmännischen Heiligthum zuzubringen. Darf man der Beschreibung *Abderahmans* Glauben bemessen, so führten sie in demselben ein sehr profanes Leben. Er sagt unter Anderm: »Sie banden ihre Pferde an den Kibla, begaben sich in die geheiligten Säulengänge, zerschlugen die Lampen,



löschten die religiösen Inschriften aus, und warfen die Bücher und den Koran zu Boden.

So beendigte sich die Empörung von Kairo, in welcher 300 Franzosen, hinterrücks von dem arabischen Fanatismus überfallen, das Leben verloren. Unter den Opfern befanden sich mehrere Gelehrte, Ingenieurs, sehr ausgezeichnete Officiere; der Ueberrest bestand aus tapfern Soldaten, deren Verlust der Armee eben so fühlbar als schmerzlich war. Zur Vergeltung dieses heimtückischen Überfalls erfüllten 4000 ägyptische Leichname die große Moschee und die Straßen Kairo's. Ein dumpfes Entsetzen, das Schweigen des Todes, herrschte in dieser großen Stadt, und die Macht der französischen Waffen beurkundete sich auf das Augenscheinlichste durch dieß furchtbare Ereigniß.

## VI.

## Entführung des Papstes Pius VII.

Ihrer Versprechungen ungeachtet verübten die französischen Truppen, bald nachdem sie Rom 1807 abermahl befehzt, mehrere Excessen, welche den allgemeinen Unwillen gegen sie erhoben, der um so stärker wurde, da der Staatssecretär des Papstes dagegen ernste Vorstellungen gemacht, und diese mit unverkennbarer Nichtachtung aufgenommen wurden. Der französische Gouverneur beantwortete sie entweder gar nicht, oder auf eine ausweichende, den römischen Stolz nicht wenig verletzende Weise. Indessen vernachlässigte er kein Mittel, das zur Erreichung seiner Zwecke führen konnte.

Eine seiner ersten Maßregeln bestand darin, sich mehrerer Klöster zu bemächtigen, und sie in Kasernen zu verwandeln. Die päpstliche Regierung protestirte auf's Feyerlichste gegen diese offene Verletzung ihrer Rechte. Aber der General Miollis schien darauf nicht im Mindesten zu achten.

Der Papst, von der Unzulänglichkeit seiner Vorstellungen überzeugt, ergriff das Mittel, alle diejenigen zu excommuniciren, welche mit den Franzosen gemeinschaftliche Sache machten. Die Excommunicac-

tionsbullen wurden heimlich, während der Nacht, an den üblichen Orten zu Rom und in der ganzen Ausdehnung des Kirchenstaats angeschlagen.

Raum war der General von dieser Maßregel unterrichtet, von welcher sich Pius VII. einen großen Erfolg versprach, als er die Schweizer im päpstlichen Dienste, welche bisher den Pallast des Monte-Cavallo bewacht, ablösen, und statt ihrer das Schloß, dessen Zugang Jedermann streng verbotzen wurde, mit französischen Truppen umschließen ließ.

Der heilige Vater, der seine Autorität so sehr verkannt und seine Person selbst gefangen gehalten sah, ließ alle Thüren des Pallastes verschließen, und jede Berührung mit den Franzosen abbrechen. Er behielt nur fünfzehn Schweizer zu seiner Leibwache, seine Dienerschaft, seine Secretäre und einige andere Personen in seiner Nähe.

Von nun an drang sich ihm der Gedanke auf, daß die Franzosen auf einen Vorwand und auf Mittel sannen, ihn zu entführen. Er vermied deshalb, was ihnen dazu einen schicklichen Vorwand gewähren konnte. Um ihnen auch auf eine andere Weise zu imponiren, ließ er sich seine Hohepriesterlichen Kleider bringen, um dieselben anzulegen, und dadurch jenen, welche ihn in seinen innern Gemächern beunruhigen würden, die seiner Person schuldige Ehrfurcht einzulößen.

Unter der Hand wurde auch das Volk von den Absichten der Franzosen unterrichtet. Die dadurch entstehende Gährung und Wuth wurde nach und nach

selbst drohend für diese, und ungeachtet der ihm zu Gebothe stehenden bedeutenden Soldatenzahl hielt es der General Miollis doch am angemessensten, die Entführung des Papstes, welche die französische Regierung unwiderruflich beschloffen, so geheim und so behuthsam als möglich in Ausführung zu bringen.

Er vernachlässigte deßhalb keine der nothwendig scheinenden Vorsichtsmaßregeln, und traf alle Anstalten, um die Ausführung eines Vorhabens zu sichern, das beynahе unübersteigliche Schwierigkeiten darboth in einem Lande, wo das Volk ihrem Souverain mit unendlicher Liebe und Verehrung zugethan war.

Drey Tage vor Entwicklung des Drama's erschienen die angesehensten Bürger von Trastevere, Monti, Popolo und Borgo (Theile Roms) an den Thüren des Pallastes, unter dem Vorwande, Sr. Heiligkeit einen ungeheuern Stör, der dreyhundert Pfund schwer war, vorzulegen.

Das Verboth, irgend Jemand, wer es auch sey, das Schloß betreten zu lassen, war noch nicht widerrufen. Aber man besorgte, des Volkes Verdacht zu vermehren, wenn man es verhinderte, dem Papst seinen Tribut darzubringen. Man gewährte ihm also in diesem Betrachte scheinbar vollkommene Freyheit, während man im Geheimen um so mehr auf seiner Huth war.

Die Deputirten wurden also mit ihrem großen Fische ohne weitem Anstand bey dem Papste eingeführt, der ihre Huldigung annahm, und ihnen für dieß Zeichen ihrer Zuneigung dankte, die, sagte er, ihm um

so werth er sey, unter den Umständen, in welchen er sich befinde, von den Feinden der Kirche umgeben und verfolgt.

Einer der Deputirten nahm nun das Wort, um Pius VII. ihres Besuches eigentlichen Zweck zu erklären.

»Unter den traurigen Umständen, über welche Eure Heiligkeit sich beklagt,« sagte er, »haben wir unsere Zuflucht zur List genommen, um die Wachsamkeit Ihrer Kerkermeister zu umgehen. Zwanzigtausend Mann sind bereit, auf das erste Zeichen sich zu erheben, und Sie aus den Händen Ihrer Feinde zu befreien. Sie sind bereit, ihr Blut bis auf den letzten Tropfen zu vergießen für einen so heiligen Zweck, und sie werden sich glücklich schätzen, der Märtyrerkrone theilhaftig zu werden.«

Der Papst, der sich im Grunde der Seele noch nicht überreden konnte, daß Napoleon wirklich die Absicht habe, ihn mit Gewalt von Rom nach Frankreich bringen zu lassen, und der vielmehr glaubte, daß es nur auf eine etwas peinliche politische Chikane abgesehen sey, begnügte sich, das Erbietzen der Deputation für den Augenblick abzulehnen, und ihr seinen Dank für ihre Bereitwilligkeit zu bezeigen.

»Die Zeit, zu handeln, ist noch nicht erschienen!« sagte er. »Verhaltet Euch ruhig für jetzt. Sollte ich Eurer Dienste bedürfen, werde ich es Euch wissen lassen. Ich werde Euch nicht verlassen. Man wird es nicht wagen, Hand an mich zu legen.«

Er erteilte den Bürgern sodann seinen Segen,

gab ihnen die Erlaubniß, seine Pantoffeln zu küß-  
sen, und lud sie ein, sich zu entfernen.

Nicht ohne Unruhe gewährte der General Mio-  
lis die immer heftiger aufbrausende Gährung des  
Volks. Um allen Widerstandsplanen zuvorzukommen,  
beschloß er des Papstes Aufhebung zu beschleunigen.  
Er beauftragte den Commandanten der Gensd'arme-  
rie, General N a d e t, mit dieser schwierigen Expe-  
dition.

Der Coup de main sollte während der Nacht  
ausgeführt werden. Alle Polizey = Commissäre erhiel-  
ten deßhalb den Befehl, auf ihren Posten zu bleiben.  
Hundert Agenten und fünfzig Gensd'armen sollten auf  
ein bestimmtes Zeichen mit Leitern und andern Werk-  
zeugen bereit seyn, um die Mauern des päpstlichen  
Gartens zu übersteigen. Der Gouverneur ließ Allen,  
welche bey dieser Unternehmung gebraucht wurden,  
einen Tagsbefehl vorlesen, dem zu Folge Jeder, wel-  
cher die geringste Unordnung im Pallaste verüben wür-  
de, erschossen werden solle.

Der General N a d e t fand sich Schlag 12 Uhr  
Nachts, in Begleitung des Fouriers B o n o m, ei-  
nes eben so kühnen als sichern Militärs, ein. Beyde  
waren in bürgerlicher Kleidung. Die Ordnung, in  
welcher die Ersteigung der Mauer Statt finden sollte,  
war folgender Maßen bestimmt: Die Polizey = Agen-  
ten sollten zuerst hinüber klettern, nach ihnen die Na-  
tional = Gardisten, und endlich der General nebst eini-  
gen Gensd'armen.

Einer der National-Gardisten, Namens Mazzolini, ein eifriger Patriot, wollte die Ehre haben, zuerst die Mauer zu übersteigen. Er drängte sich deshalb voran. Aber seine Uebereilung kam ihm theuer zu stehen. Er glitschte, und brach sich ein Bein.

Sein Fall schwächte einiger Maßen die Bereitwilligkeit seiner Cameraden. Sie hielten diesen Zufall für eine Strafe des Himmels. Die Polizeydiener, größtentheils unwissende und abergläubige Menschen, die man zu dieser Expedition gewisser Maßen hatte zwingen müssen, weigerten sich jetzt geradezu, weiter zu gehen.

In dieser kritischen Lage wendete sich der General an seine Gensd'armen. »Auf, meine Tapfern!« sagte er, »zeigt diesen Memmen, ob Mazzolini's Fall eine Strafe des Himmels, oder ein bloßer Zufall war. Vorwärts!«

Die Gensd'armen kletterten ohne Anstand über die Mauer. Die National-Gardisten und der General folgten ihnen. Die Polizeydiener, welche nun nicht allein zurückbleiben wollten, beschloßen den Zug. Ein Mann, der genau den unterirdischen Gang kannte, welcher aus dem Garten in den Pallast führt, leitete sie weiter. In jeder Faust ein gespanntes Pistol, durchschritt man diesen Gang, an dessen Ende ein Vertrauter harrete, der auf ein Zeichen eine Thür öffnete, durch welche man in den großen innern Pallasthof gelangte.

Der General ordnete seine kleine Truppe, und

befahl den Gensd'armen, die Schweizerwache zu entwaffnen, was auch ohne Widerstand und Geräusch geschah. Nach dieser vorläufigen Expedition geboth *Nadé* seinen Begleitern das tiefste Schweigen, und ließ sich, nebst *Bonom*, in des Papstes Zimmer führen.

Der General klopfte zweymahl an der Thür. Beym zweyten Mahle fragte *Pius VII.*, wer da sey?

Ich bin der General *Nadé*, Bevollmächtigter des Kaisers *Napoleon*.

Kaum hatte der Papst diese Antwort vernommen, so öffnete er die Thür. Er war vollkommen angekleidet, woraus man schließen konnte, daß er nicht zu Bette gegangen. Einige Personen behaupteten sogar, daß er auf diesen Besuch vorbereitet gewesen sey, und daß er den für seine Abreise bestimmten Augenblick erwartete.

Wie dem auch sey, *Pius VII.* schien bey'm Anblick des bürgerlich gekleideten Generals und seines Begleiters keineswegs erstaunt. Er nöthigte beyde, in sein Zimmer zu treten. Nachdem der General ihm seine Ehrfurcht bezeugt, sagte er: »Eure Heiligkeit hat fünf Minuten Zeit, um einen Entschluß zu fassen. Entweder unterzeichnen Sie diesen Vertrag (es war eine Eidesleistung als Unterthan des Kaisers, die Anerkennung des Code *Napoleon* und einige andere, minder wichtige Artikel), oder Sie reisen unverzüglich ab.«

Der Papst las die Artikel, und blieb während



den fünf Minuten stehen, indem er, ohne die mindeste Unruhe zu verrathen, seine Tabaksdose zwischen den Fingern spielen ließ. Der Fourier Bonom bath ihn ohne Ceremonie um eine Priese. Pius VII. öffnete lächelnd die Dose, und entsprach seinem Verlangen.

»Meiner Sir,« sagte der Gensd'arme, »so guten Tabak hab' ich noch nicht geschnupft.« —

Der Papst, ohne ihm zu antworten, gab ihm ein Zeichen, ein auf dem Tische liegendes Packet Schnupftabak zu nehmen. Indessen waren die fünf Minuten verflossen, und der General fragte den heiligen Vater, was er zu thun gesonnen sey?

»Abzureisen!« entgegnete er. »Aber ich wünsche meinen Staatssecretär und meinen Kämmerer mit mir zu nehmen.«

Der General gab dazu die Bewilligung, und die beyden Beamten wurden benachrichtigt, so schnell als möglich zu erscheinen. Zugleich öffnete sich die große Pallastthür, um zwey mit Postpferden bespannte und von sechs bewaffneten Gensd'armen begleitete Reisewagen hereinzulassen.

In demselben Augenblick trat auch der päpstliche Staatssecretär, Cardinal Consalvi, in das Zimmer, und protestirte mit vieler Würde gegen des Papstes Entführung. Er forderte endlich einigen Aufschub, um die zur Reise nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Der General Radei entgegnete, daß die Zeit, wo man befehlen und unterhandeln konnte, vorüber sey,

daß man jetzt nichts Besseres zu thun habe, als zu gehorchen, und daß man unverweilt abreisen müsse.

Die Kutschen standen unten an der Treppe bereit. Der General both P i u s VII. die Hand, welche er ablehnte. Er ging rasch hinab, und stieg ein, wobey er den Wunsch äußerte, seinen Staatssecretär mit sich in derselben Kutsche zu haben. Dieß Verlangen wurde rund abgeschlagen, und man schloß, größerer Sicherheit wegen, den Cardinal Con s a l v i und den Kämmerer in der zweyten Kutsche ein. Der Joutier B o n o m stellte sich hinter diese letzte, und der General M a d e t hinter die des Papstes.

Auf solche Weise verließ man den Pallast, und durchfuhr die ganze Stadt, ohne den mindesten Verdacht zu erregen. Nach des Papstes Abreise befohl ein Officier allen im Schlosse ausgestellten Posten, es auf der Stelle zu verlassen, und die Soldaten begaben sich ruhig in ihre Quartiere.

Indessen hatte man vergessen, die Leitern bey Seite zu schaffen. Das Volk bemerkte sie am andern Morgen, und sogleich verbreitete sich das Gerücht, daß man den Papst mit Gewalt entführt habe. Die französische Regierung nahm aber am andern Tage ohne die mindeste Störung Besitz von dem päpstlichen Pallaste, und entfernten nach und nach alle Cardinäle, die sich weigerten, dem Kaiser den Eid der Treue zu schwören.

Zu M o n t e r o s i, 25 Miglien (8½ Stunden) von Rom, hätte ein Zufall beynahе des ganzen Unter-

nehmens Erfolg compromittirt. Als man nähmlich die Pferde wechseln wollte, öffnete Pius VII. den Kutzenschlag, und der Postillon, welcher ihn von Voccano bis Monterosi geführt, erkannte ihn. Sogleich stürzte er auf die Knie und schrie: » Heiliger Vater, Ihren Segen! Ich bin nicht schuldig; ich wußte von dem Allem nichts, und hätte es vorgezogen, mich umbringen zu lassen, als zu Ihrer Entführung die Hand zu biethen.«

Die Postillone, welche eben aufsitzen wollten, weigerten sich nun einen Schritt zu thun. Das Volk rottirte sich zusammen und schrie: » Heiliger Vater, Ihren Segen! Wir wollen Sie befreyen.«

Die Gefahr wurde von Minute zu Minute drohender. Der General mußte befürchten, massakirt zu werden. Er befahl den Gensd'armen, welche den Kutschen zur Bedeckung dienten, die Postillone zu entfernen, und geboth zweyen von den ersten, die Postpferde zu besteigen, und im gestreckten Galopp fortzueilen. Er seinerseits ergriff seine Pistolen und erklärte, daß er dem Ersten, der sich der Abreise widersetze, eine Kugel durch den Kopf jagen würde. Auf solche Weise entrann er dieser Verlegenheit.

Man eilte ohne Aufenthalt bis nach Poggibonzi in Toscana, wo man einige Stunden ruhete. Der Papst ließ sich hier von der Wirthin einen Westenknopf annähen. Da er kein Geld hatte, bath er den General R a d e t, sie zu bezahlen. Dieser reichte ihm auf der Stelle eine mit Gold angefüllte Börse. Der Papst

nahm vier Zwanzigfrankenstücke daraus und gab sie der Frau. Ohne ein anderes Abenteuer gelangte man nach Frankreich.

Nach Pius VII. Abreise nahmen die Angelegenheiten plötzlich eine andere Wendung. Man vergaß die von ihm ausgesprochene Excommunicirung, und Jedermann bewarb sich bey den französischen Behörden um ein Amt. Nur einige Personen blieben ihren frühern Grundsätzen und ihrem alten Souverän getreu.

VII.

Notizen aus dem Tagebuche eines  
Arztes.

---

1.

Außerordentliche weibliche Duldungskraft bey körperlichen Leiden.

Unläugbar ist es, daß die Frauen dem körperlichen Schmerze eine größere Stärke entgegenzustellen, ihn muthiger zu ertragen wissen, als die Männer. Sie schmiegen sich gewisser Maßen unter eines Leidens Last, die selbe zermalmen würde. Ihre nachgiebigere, nervosere Existenz erhebt sich wieder mit bewundernswürdiger Schnellkraft, nachdem sie schon vollkommen aufgelöset zu seyn schien. Geboren, um Mütter zu seyn, mußten die Wesen, denen Gott die Fortpflanzung der Generationen, des Lebens Übertragung anvertraut, um den Absichten der Natur zu entsprechen, im Stande seyn, den heftigsten Schmerzen zu widerstehen. Nachstehende Mittheilung, die auf eine wirklich stattgefundene Thatsache beruhet, gibt dazu den Beleg.

Frau von A\*\*\*, von einer der ausgezeichnetsten und berühmtesten Familien zu B. herkommend, hatte bald nach ihrer Vermählung ihren Gemahl nach Lon-

don begleitet, wohin ihn der Dienst seines Vaterlandes führte. Nach einigen Jahren hatte sie das Unglück, an einem Krebs an der Brust zu leiden.

Als ihr gewöhnlicher Arzt wurde ich bald von den Fortschritten dieses Übels unterrichtet. Nicht ohne einiges Mitleiden sah ich das engelmilde, engelreine Wesen unter den heftigsten Schmerzen täglich immer mehr erliegen. Man weiß, mit welcher Schnelligkeit dieß Übel um sich greift, mit welcher Energie es im Innern wüthet, das Fleisch angreift, und den Leidenden von Stunde zu Stunde einer neuen, immer heftigern Todesangst unterwirft, deren Schmerz das Zerreißen des Feuers und Eisens selbst übertrifft.

Es war ein rührendes Schauspiel, die Dahingebung zu beobachten, mit welcher diese Dulderinn die fürchterlichsten Leiden ertrug. Nie entschlüpfte ihren zarten Lippen ein Schrey; nur von Zeit zu Zeit perlten einige Thränen über ihre blasse Wange.

Gelang es uns, ihr einige Minuten Ruhe oder Milderung zu verschaffen, dann erhob sie ihre süßigen Augen mit einem so dankbaren, so wehmüthig lächelnden Ausdrücke gegen uns, daß wir dadurch uns übevoll belohnt fühlten. Wie gewohnt ich auch seyn mochte, den Schmerz in allen seinen Gestaltungen zu beobachten, fühlte ich mich doch jedes Mal tief gerührt, wenn ich ihn in den Zügen meiner Patienten erblickte. Dagegen bemerkte ich bey ihr nie ein Zeichen der Ungebuld, oder der Reizbarkeit. Nie entschlüpfte ihr eine Klage. Man konnte ihre Leiden nur aus ihren Zügen errathen.

Eines Morgens fand ich sie auf ihrem Sopha ausgestreckt. Der brennende Purpur des ihn bekleidenden Sammet's machte der Kranken tödtliche Blässe noch hervorstechender. Ihre etwas niedergezogenen Augenbraunen, einige leichte Runzeln auf der Stirn verkündeten die Gewalt, welche sie sich anthat, wie den Sieg, den sie über sich errungen. Es war in dieser Ruhe eine Intensität (innerliches Wirken) des Schmerzes, die mir ein augenblickliches Beben verursachte.

»Wie war die Nacht?« fragte ich.

Ihre Stimme war zitternd, aber sanft wie immer:

»Die Nacht, sagte sie, »war sehr übel. Bey alledem bin ich glücklich, daß mein Mann nicht gegenwärtig gewesen, er würde sehr gelitten haben.«

Ihr Gemahl war genöthigt gewesen, eine Reise nach dem Festlande zu machen.

Bald nachher stürzte ein vierjähriger Knabe, der Kranken einziges Kind, lachend und springend in das Zimmer. Er ahnete nicht, daß seine Mutter mit einem langsamen Tode kämpfe, daß sie vielleicht jetzt vor seinen Augen den letzten Seufzer aushauchen könne. Der Contrast zwischen so vieler Lebensheiterkeit, so reicher Zukunft, so schönem Glück, und die Aussicht eines nahen Endes; das war eine jener tragischen Lagen, die man so oft im Privatleben findet, und die man so selten bemerkt.

Ich umarmte den blondlockigen Knaben, setzte ihn auf meine Knie, und suchte ihn einen Augenblick dadurch zu vergnügen, daß ich ihm meine Uhrkette gab. Ich besorgte, daß sein Geschrey, seine stürmischen

Liebkosungen, die seiner Mutter so nothwendige Ruhe stören möchte.

Sie betrachtete ihn starr, zärtlich, mit einem unbeschreiblichen Ausdruck. Auf einmahl bedeckte sie mit ihrer weißen, durchsichtigen, durch das Leiden abgemagerten Hand die Augen, aus denen ich Thränen niederträufeln sah. Sie sagte kein Wort; aber wie viele Gefühle, Ideen, Schmerzen zeigten sich in diesem Momente und in dieser Bewegung! Die Mutter besiegte die Heldinn. Ihres Sohnes Anblick hatte alles Übrige ihr vergessen lassen.

Die Krankheit machte von Tag zu Tag immer größere Fortschritte. Eine Operation wurde unvermeidlich. Es war das einzige, obgleich immer noch ungewisse Mittel, Frau von A\*\*\* zu retten.

Ein geschickter Wundarzt, der mit mir zugleich die Kranke beobachtete, übernahm es, ihr diesen traurigen Beschluß unserer Verathung mitzutheilen. Er fragte sie, ob sie sich stark genug glaube, der Operation sich zu unterziehen. Ein zugleich mildes und trauriges Lächeln zeigte sich auf ihren Lippen. Ihrer Seele ganze Resignation mahlte sich darin.

»Ja,« sagte sie nach einer Pause, »o ich habe mich schon seit einigen Tagen mit diesem Gedanken beschäftigt; mich gewisser Maßen daran gewöhnt. Ich werde mich so gut als möglich in Alles fügen, doch unter zwey Bedingungen: die eine, daß mein Mann nichts davon wisse, die andere, daß man während der Operation mir nicht die Hände halte und nicht die Augen zubinde.«



Sie betonte die letzte Bedingung auf eine so ausdrückliche, so bestimmte Weise, daß wir es nicht wagten, einem mit so vieler Stärke ausgesprochenen Willen uns zu widersetzen. Der Tag der Operation wurde bestimmt. Sie war ruhig, entschlossen. Der Wundarzt betrachtete mich mit einem Blicke, in welchem eine gewisse Besorgniß zu lesen war, die Frau von A\*\*\* leicht begriff.

»Ich errathe Ihre Gedanken!« sagte sie. »Aber ich hoffe, Ihnen zu beweisen, daß auch eine Frau sich muthig zu zeigen weiß.«

Es war ein Mittwoch, als wir uns zu ihr begaben. Der Wundarzt, sein Gehülfe und ich ließen die zur Operation erforderlichen Instrumente und andere Sachen in die Kutsche tragen. Bey dem Anblick dieser Marterwerkzeuge, die schon den Tod mehrerer Frauen verursacht, überfiel mich ein nervoses Zittern, das ich nicht zu bemeistern im Stande war.

»Seyd Ihr gewiß,« sagte der Doctor B. zu seinem Bedienten, »daß Alles an seinem Plage ist, und daß nichts fehlt?«

Der bejahenden Antwort ungeachtet, untersuchte er Alles selbst, und überzeugte sich, daß es in Ordnung war. Diese Sorgfalt war um so nothwendiger, da bey solchen Gelegenheiten oft von dem kleinsten Umstand des Patienten Leben abhängt. Ich erinnere mich, daß ein solcher eines Tages in den Armen des Wundarztes verschied, weil man ein gewisses Instrument nicht finden konnte, dessen man in diesem Falle durchaus bedurfte.

Frau von U\*\*\* bewohnte ein schönes Landhaus, ungefähr drey Viertelstunden von London. Um zwey Uhr hielt unsere Kutsche an ihrer Thür. Man führte uns in einen Saal, dessen Fenster die Aussicht auf einen prächtigen Garten gewährten. Seine Vereinzlung, das in ihm herrschende tiefe Schweigen, waren ganz der traurigen Scene angemessen, die hier statt finden sollte.

Der Bediente, welcher uns führte, schien sehr traurig. Sein Blick war verstört. Er betrachtete uns augenscheinlich mehr als Henker, denn als Ärzte. Die unteren Stände haben im Allgemeinen kein großes Zutrauen zu der medicinischen Wissenschaft. Sie verabscheuen die wundärztliche Schlachtereiy, die wohl hier und da einem Unglücklichen das Leben rettet, die aber oft zu nichts weiter nützt, als sein Fleisch zu zerreißen, und seinen Todeskampf noch gräßlicher zu machen.

In tiefe Behmuth versenkt, betrachtete ich unsere Zurüstungen. Noch jetzt ist es mir unmöglich, bey einem solchen Anblick eines gewissen Entsetzens mich zu erwehren. Diese Lächer, diese Servietten, dieß Becken, in welches das Blut des Opfers strömen soll, das warme Wasser, der Schwamm, die funkelnde Klinge der Instrumente, welche eine große Rolle zu spielen haben, das Alles scheint mir empörend, scheint mir fürchterlich.

Nein, die Vorbereitungen zu einer Schlacht sind nicht so schauderhaft. Kanonen donnern, Waffen klirren, Trommeln rasseln, Trompeten schmetterten auf

allen Seiten. Dieser mörderische, aber prachtvolle Pomp berauscht den Geist. Er erfüllt ihn mit Hoffnung, mit Ehrgeiz, mit Stolz. Der Saal des Operateurs dagegen ist nur die kleinliche Scene höchst schmerzlicher Qualen, deren Erfolg selbst oft äußerst zweifelhaft ist.

Endlich ließ man Frau von A\*\*\* sagen, daß Alles bereit sey, und daß man sie erwarte.

Der Wundarzt, dessen längst abgehärteter Charakter in Allem, was mich erschreckte, nichts erblickte, als ein ganz gewöhnliches Unternehmen seines Gewerbes, als eine glückliche Gelegenheit, einen neuen Beweis seiner Geschicklichkeit zu geben, lächelte über meine Unruhe, und eben wies ich mit Unwillen einige übel angebrachte Späße zurück, als sich die Thür öffnete, durch welche Frau von A\*\*\* in Begleitung zweyer Bedienten hereintrat.

Ihr Gesicht war ruhig, ihr Schritt fest. Ein Lächeln, so traurig als ein matter Sonnenstrahl in den letzten Novembertagen, flog über ihr blasses Gesicht, und bezeugte, daß sie auf Alles gefaßt sey. Sie mochte 26 bis 27 Jahre alt seyn, und selbst in diesem Augenblick, ohne allen Schmuck, auf dem Punkte, eine schreckliche Operation zu erleiden, die den Tod nach ziehen konnte, schien sie noch schön.

Ihre langen braunen Haare, deren Schönheit eine aschfarbige Schattirung noch erhöhte, umspielten unordentlich Stirn und Schultern, deren Weiße die des Elfenbeins übertraf. Ihre großen blauen Augen, von langen Wimpern gewöhnlich halb verschlossen,

Hatten jenen schmachttenden Ausdruck verloren, der sonst ihr höchster Reiz war. Sie wurden von heftiger Besorgniß belebt, und die Macht der Seele, des Willens Stärke, bemühet sich zu gleicher Zeit, das vereinigte Entsetzen des Todes und des Schmerzes zu besiegen, ohne es in dem Maße, als sie wünschte, zu vermögen.

Ihre Züge waren sehr regelmäßig. Der geschickteste Meißel hätte keinen schönern Mund, keine schönere Nase hervorbringen können. Ihre gewöhnlich blasse Farbe schien durchsichtig wie Marmor, in diesem Augenblicke, wo das Blut, gewaltsam zum Herzen getrieben, alle übrigen Körpertheile verlassen zu haben schien. Es ist eine sonderbare, aber wahre und auf zahlreiche Thatsachen gestützte Beobachtung, daß beynabe immer die schönsten Frauen der entsetzlichen Krebskrankheit ausgesetzt sind.

Man warf einen großen Kaschmirshawl über ihr weißes Musselinkleid. Sie setzte sich. — Wie, sagte ich zu mir, so viel Unschuld und Schönheit sind bestimmt, eine fürchterlichere Todesangst zu dulden, als die, welche der Henker den größten Verbrecher ausstehen läßt? Dieser Gedanke bemächtigte sich meiner ganzen Seele; des Himmels Ungerechtigkeit schien mir ohne Ursache, wie ohne Entschuldigung. Es gibt bey solchen Scenen, bey den Gedanken, welche sie erzeugen, nur eine einzige Ausflucht, die Hoffnung einer bessern Welt.

Eine Flasche Portwein und ein Glas wurden neben ihr auf einen Tisch gestellt. Sie gab mir ein Zei-

chen, mich zu nähern, und wie wenn sie meine Bewegung errathen, bath sie mich, ein Glas Wein zu trinken. Es lag in dem augenblicklichen Ausdruck ihres Gesichts ein Gemisch von durchdringender Vorsicht und leisen Scherzes, das in einem solchen Augenblick mir beynahe Thränen in die Augen trieb.

»Erlauben Sie mir,« sagte ich, »auch Ihnen einige Tropfen Portwein anzubiethen.«

»Gern,« entgegnete sie mit kaum hörbarer Stimme, »wenn Sie glauben, daß er mir gut seyn kann.«

Sie benezte ihre Lippen, und gab das Glas mit den Worten zurück:

»Lieber Doctor, ich glaube, daß auch Sie einer Stärkung bedürfen. Ja (und ihre Stimme wurde sehr weich), ich errathe Sie; ich bin sehr dankbar für die Güte, für die Aufmerksamkeit, welche Sie für mich haben, für die Furcht selbst, welche Sie umsonst zu verbergen sich bemühen.

Ich stellte das Glas auf den Tisch, von Bewunderung durchdrungen von dieser Grazie, von diesem tiefen Zartgefühl, das ein Weib allein zu den höchsten Tugenden erheben kann. Sie wendete sich zu dem Wundarzt und zu mir mit den Worten:

»Lieber Doctor, verzeihen Sie der Schwäche eines Weibes, und dem, was Sie vielleicht als eine Laune betrachten werden. Hier ist ein Brief meines Gatten. Er ist mir sehr theuer, denn er enthält den Ausdruck seiner ganzen Anneigung. Wollen Sie diesen Brief halten, da, vor meinen Augen, während der Zeit, die ich hier zu bleiben habe. Ich denke

daraus meine Stärke zu schöpfen. Ich fühle, daß dieser Gedanke Ihnen sonderbar scheinen wird. Aber ich hoffe, daß Sie meinen Wunsch mir nicht versagen werden. Sie gestehen mir ihn zu; nicht so?»

Ich kann in der That dazu meine Bewilligung nicht geben. Dieser Brief würde nur Ihre Aufregung vermehren, und unter den gegenwärtigen Umständen ist Ihnen die größte Ruhe durchaus nothwendig.

»Sie irren,« entgegnete sie mit Festigkeit.

»Dieser Brief wird eine ganz entgegengesetzte Wirkung erzeugen. Sein Anblick wird mir Muth geben... und wenn ich...«

Sie wollte sagen: »Und wenn ich sterben soll.« Aber sie unterbrach sich. Es war ihr nicht möglich, die Phrase zu vollenden. Diese so starke Frau hatte Furcht vor dem Tode. Sie raffte allen Muth zusammen, ihm Troß zu biethen, während sie ihn über Alles fürchtete, wie sie mir später gestand. Ihre Augen verschlossen sich einen Moment. Ihre Hand war kalt, mit eisigem Schweiß bedeckt. Sie reichte mir den Brief, ohne zu zittern; sie blieb unbeweglich.

»Wenn wir in Ihr Verlangen willigen, obgleich wir es nicht sollten,« sagte ich, »ist es unter der Bedingung, daß Sie sich während der Operation von mir die Hände halten lassen.«

»Fürchten Sie sich vor mir, Doctor?« entgegnete sie, und ein krampfhaftes Lächeln bewegte ihre Lippen. Endlich gab sie nach. Der Wundarzt wurde schon ungeduldig über unsere Zögerung. Alles war bereit. Er

trat mit der gleichgiltigsten Miene von der Welt näher. Man hätte vermuthen sollen, es sey für ihn nur eine ganz einfache Experiens zu thun. Keine Spur irgend einer Bewegung auf seinem Gesichte. Er war das Muster aller operirenden Wundärzte. Ein Kranker konnte bey seinem Anblick nicht an die Möglichkeit glauben, zu sterben, so lachend war sein Gesicht, beruhigend waren seine Worte.

»Nun, ist dies tête à tête bald zu Ende?« sagte er. »Es ist mir daran gelegen, die Kleinigkeit, um welche wir hierhergekommen, in zwey Minuten zu beendigen. So etwas ist bald geschehen. Nachher haben wir Gesundheit, Vergnügen, und können so viel schwagen als uns beliebt.«

»Ich bin bereit. Sind alle meine Leute hinausgegangen?« fragte sie eine ihrer Kammerfrauen. Diese vermochte kaum eine bejahende Antwort zu geben. Ihre Thränen erstickten sie.

»Und mein kleiner Heinrich?« — Bey diesen Worten wurde ihre Stimme sehr schwach. Man sagte ihr, daß er im Garten sey.

»Nun wohl,« so beginnen wir.

Die Kammerfrau erhob den Shawl, der ihre Schultern bedeckte. Der Wundarzt setzte sie schräg auf eine Ecke des Stuhls, warf ihren linken Arm über dessen Lehne, und lud sie ein, das Gesicht gegen die rechte Schulter zu wenden. Sie entblößte ihre Brust mit derselben Ruhe, als geschehe es, um ein anderes Kleid anzuziehen, und zum Ball zu gehen.

Sie gab mir ihre rechte Hand. Mit meiner Fingerheiterendes Taschenbuch.

ken hielt ich ihr den Brief ihres Gemahls vor. Sie dankte mir mit einem jener Blicke, die man nie vergißt. Dieser Blick sagte zugleich: Ich werde stark seyn; Sie werden sehen, was ich vermag. Sie lächelte dem ihr entgeg tretenden Tode zu. —

Antwortet, Helden der Schlachtfelder! Ihr, deren Blut strömt, und die Ihr dennoch eine heitere Stirn bewahrt, wird selbst Euer Heroismus nicht durch den dieser Frau übertroffen?

Ihre Augenwimpern senkten, ihre Augen verschlossen sich zur Hälfte. Sie hielt sie starr auf das Papier geheftet, welches ich ihr zeigte. Ihre Gedanken, ihr Leben schienen sich auf den ihr so theuern, so bekannten Schriftzügen zu concentriren. Man hätte vermuthen mögen, sie wolle dadurch dem Schmerze entgehen, daß sie gewisser Maßen ihr ganzes Daseyn außer sich versetzte, daß sie es auf den Gegenstand ihrer zärtlichsten Neigung übertrage.

Des Wundarztes zuversichtliche Haltung verließ ihn nicht einen Augenblick. Er begann mit fester Hand und sicherem Blick die fürchterliche Operation. Ich sah den scharfen Stahl in den leichtbewegten Busen dringen, und nur das unbedingte Vertrauen, welches ich in seine außerordentliche Geschicklichkeit hatte, von der ich bereits so viele Beweise gesehen, gab mir die Kraft, Zeuge dieser Scene zu seyn.

Sie zitterte, als die Klinge tief in ihr lebendiges Fleisch drang. Eine krampfhaft bewegte bemächtigte sich ihres ganzen Körpers. Ihr Gesicht wurde leichenähnlich. Aber sie zuckte nicht, machte nicht eine Be-



wegung des Schmerzes, stieß keinen einzigen Laut aus.

Ich hatte gehofft, daß eine plötzliche Ohnmacht sie den Schmerzen der Operation entreißen werde, und daß man während ihrer Fühllosigkeit den Krebs ausrotten könne. Aber sie behielt ihr volles Bewußtseyn. Ihr Auge, dessen Feuer durch die Zuckungen des Schmerzes noch vermehrt wurde, wendete sich nicht einen Moment von dem Papier ab, auf welchem ihr Blick mit unaussprechlicher Zuneigung und Aufmerksamkeit sich zu verlieren schien. Ein einziger Seufzer entschlüpfte ihrer zerrissenen Brust. — Als der letzte Verband aufgelegt war, fragte sie, ob Alles beendet sey. Wir bejahten das, und erbotben uns, sie ins Bett zu tragen.

»Nein, nein,« entgegnete sie, »ich will gehen; ich hoffe wohl mich auf den Beinen halten zu können.«

Sie wollte aufstehen. Wir hinderten sie daran, in der gegründeten Besorgniß, daß jede Bewegung nur nachtheilige Folgen für sie haben könne. Sie verzichtete auf ihr Vorhaben, und wir trugen sie auf ihr Bett, wo sie in eine tiefe Ohnmacht fiel. Wir glaubten sie todt. Hatte die Lebenskraft in diesem fürchterlichen Kampfe dennoch unterlegen? Der Spiegel, den wir ihren starren Lippen näherten, zeigte nur einen kaum bemerkbaren Hauch.

Nach und nach kam sie wieder zu sich. Ein Schlaftrunk verschaffte ihr einen siebenstündigen Schlummer, und am andern Morgen war die drohendste Gefahr vorüber. Ihre Genesung ging nur langsam von Statten.

Ich widmete ihr, mit tiefer Bewunderung für ihre Seelenstärke, meine ganze ärztliche Sorgfalt und hatte das Glück, sie allmählig wieder emporblühen zu sehen.

Eines Tages erhielt sie einen Brief, der ihr die Nachricht von ihres Gatten baldiger Rückkehr brachte. Ich sah sie traurig, einige Worte enthüllten mir die durchaus weibliche Besorgniß, welche ihr Herz erfüllte. Sie dachte an ihre Schönheit, deren äußerer Reiz durch die Operation gelitten. Ich versuchte sie so gut als möglich zu trösten.

»Ah,« rief sie, »und mein Mann...« Sie stockte, und wischte sich eine Thräne aus dem Auge. Etwas gefasster fügte sie hinzu: »Ich hoffe, daß er mich demungeachtet immer noch lieben wird.« —

---

## 2.

### Der heitere Milzsüchtige.

Die Milzsucht, diese sonderbare, wenig gekannte Krankheit, biethet sich der Beobachtung bald unter einem komischen, bald unter einem tragischen Gesichtspuncte dar. Des Kranken Körper-eigenheit (Idiosynkrasie) bestimmt die Schattirung, welche diese seltsame Gebrechlichkeit sich zuzueignen hat.

Bei phlegmatischen oder melancholischen Temperamenten zeigt sie sich als tiefe Traurigkeit, als Lebensüberdruß, als Neigung zu den düstersten Gedanken, den verzweifeltsten Entschlüssen. Reizt Einsamkeit diese Abzehrung, so spähet man vergeblich nach

Mitteln, sie zu heilen. Wilder Menschenhaß, unzu-  
 beschwichtigender Fanatismus, bemächtigen sich des  
 Unglücklichen. Oft leiden geniale Menschen auf diese  
 Weise, wodurch so zu sagen, ein Trauerstor über ihre  
 Werke, wie über ihr ganzes Leben geworfen wird,  
 und es ist selten, sogar unter gewöhnlichen Men-  
 schen, daß ein düsterer Hypochondrist im Stande  
 sey, die Dünste zu verscheuchen, mit denen sein Übel  
 ihn gewisser Maßen umhüllt. Man kann ihn zer-  
 streuen; aber ihn dem Schmerze entreißen, in wel-  
 chen eine unvollkommene Organisation ihn versenkt,  
 ihn regeneriren, ihm das Leben leicht und angenehm  
 machen, das übersteigt alle Kräfte, alle Geschicklich-  
 keit, alle Hülfsmittel des Arztes.

Die heitere Milzsucht (wenn man so sagen  
 darf) ist mehr zur Heilung geneigt. Bemächtigt diese  
 Krankheit sich eines sanguinischen oder gallüchtigen  
 Individuums, eines kräftigen oder feurigen Tempe-  
 raments, so verwandelt sich Alles. Statt der finstern  
 Träumereyen, mit denen die Hypochondrie des Me-  
 lancholischen Einbildungskraft erfüllt, findet man,  
 als Wahrzeichen derselben verschiedentlich modificirte  
 Gebrechlichkeit, die unglaublichsten Chimären, die  
 lächerlichsten Verblendungen, einen augenblicklichen  
 Wahnsinn, eine vollständige, doch wenig dauernde  
 Umwälzung der Verstandeskraft.

Ich habe mehr als eine Krankheit dieser Art  
 beobachtet, und ich habe immer dieselben Wahrzeichen  
 bey allen Kranken gefunden. Ihre Ueberzeugung  
 ist unerschütterlich. Sie haben ein unbedingtes Ver-

trauen in ihre Chimären, und versucht man es, diese zu vernichten, zieht man sich ihren Haß zu.

Unter meinen Beobachtungen dieser Art will ich hier nur eine, nicht etwa die tollste oder vielseitigste, sondern die in ihrer Eigenthümlichkeit merkwürdigste, in Rede stellen. Der Held dieser Anekdote, bereits seit ein Paar Jahren nicht mehr am Leben, war ein sehr geistreicher Mann, rühmlich bekannt durch mehrere eben so gelehrte als richtig behandelte Werke, in denen Feinheit und Heiterkeit der Einbildungskraft sich mit der Tiefe einer seltenen Welt- und Menschenkenntniß verband.

Herr von N\*\*\* hatte von der Natur, mit vielen der ausgezeichnetsten Eigenschaften, ein recht eigentliches »Gelehrten-Gesicht« erhalten. Man las auf demselben jenen feinen Spott, jene innere Lustigkeit, welche die Lächerlichkeiten anderer Menschen erzeugen. Die sonderbare Gestaltung seines Gesichtes, besonders die Unregelmäßigkeit seiner Stirn, die, mit einer Menge Beulen bedeckt, der Lehre vom Bau des Gehirns (Phrenologie) Hohn zu bieten schien: das Alles gab ihn oft den Spöttereyen Preis. Aber seine von Feuer, Satyre und der schärfsten Einsicht besetzten Blicke, schnitt oft das gegen ihn gerichtete Lachen kurz ab.

Dieser Mann war reich, fantastisch, unverheirathet aus Grundsätzen, systematisch, eifrig und ungezügelt in seinen Leidenschaften, beharrlich in seinen Studien und Arbeiten, reizbar, empfänglich, voller Wiß und Bosheit, Menschenfeind in einem hohen

Grade, und wieder sehr zuthätig und ausgelassen lustig in andern Momenten. Er lächelte nie; aber man bemerkte oft, wie er mit seiner innern Lachlust kämpfte. Fremde wurden durch seinen düstern Ernst anfänglich zurückgestossen, aber bald wieder durch unerwartete, fruchtbare Geistesblitze angezogen.

Eines Morgens stürzte sein Neger in meine Wohnung, als ich gerade ausgehen wollte. Ein Entsetzen war in seinen Zügen. Seine Sprache, schon an und für sich äußerst fremdartig, wurde jetzt durch ein plötzliches Stammeln beynabe unverständlich.

»O, Doctar, Doctar!« schrie er, »schnell kommen zu mein Herr; schlecht, sehr schlecht, entsetzlich. Kommen, sehen mein Herr!«

»Was willst Du? Ich begreife nicht. Erkläre Dich deutlicher; ich habe keine Zeit zu verlieren.«

»O, Herr, mein Herr sehr schlecht, sehr häßlich. Ihm Kopf umgekehrt; er sehr übel....«

»Dein Herr ist krank; nicht so?«

»Nicht krank, mein Herr, gesund wie ein Fisch. Aber Kopf ihm umgekehrt. Ach, o! ach, o!«

Der Neger schlug sich mit der flachen Hand gegen die Stirn.

»Ich begreife, N a m b o,« sagte ich, und ahnte sein Zeichen nach. »Der Kopf ist ihm umgedreht.«

»Ja, Doctar, ja, so ist. Kopf ihm umgedreht. Ach, o!«

»Was läßt Dich aber glauben, N a m b o, daß Deinem Herrn der Kopf umgedreht ist. Wo ist er jetzt?«

»Herr im Bett, lang ausgestreckt. O, entseztlich. Kopf um; aber jetzt klein wenig besser.«

»Noch einmahl, wie weist Du, daß der Kopf ihm umgedreht ist?«

»Er gesagt zu mir, er geschrien: N a m b o, N a m b o, mir Kopf um!

Ich war des Glaubens, der arme N\*\*\* sey verrückt geworden. Was mir jedoch auffiel, war, daß er selbst seinen Neger davon unterrichtet. Ich fragte weiter:

»Dein armer Herr ist also verrückt, N a m b o? Er weiß nicht mehr, was er thut?«

»D, nein, nicht verrückt, Doctar, nicht verrückt. Ihm Kopf um, so um.«

Der Neger nahm seinen Kopf zwischen beyde Hände, und wendete ihn her und hin, wie wenn er ihn ganz umdrehen, sein Kinn dem Rücken zuwenden, und sich selbst in einen jener unglücklichen, von Dante geschilderten Verdammten verwandeln wollte, deren Nacken über der Brust, und deren Augen über den Rückgrath waren, und die Niemanden betrachten konnten, ohne ihm den Hintern zuzuwenden.

Ich konnte mich nicht enthalten, zu lachen bey den sonderbaren Bewegungen, welche N a m b o machte, um mir begreiflich zu werden. Ich beauftragte ihn, seinem Herrn zu sagen, daß mein erster Gang mich zu ihm führen werde.

Unterwegs befragte ich mich, was des Negers stumme Sprache wohl eigentlich zu bedeuten haben möge? Hatte der arme Herr von N\*\*\* den Verstand verloren, oder war er krummhalsig geworden, und

in der That krank? Vielleicht auch war er, wie man im gewöhnlichen Leben zu sagen pflegt, zur Hälfte »übergeshnappt,« was mir bey seinen zahllosen Tauten, Seltsamkeiten und Originalitäten am wahrscheinlichsten schien.

Unter solchen Gedanken erreichte ich sein Haus. Nambó meldete mich, und führte mich ein. Der Kranke lag auf seinem Bette.

Nichts Außergewöhnliches im Schlafzimmer, dessen Fenster-Jalousien man verschlossen hatte, um das Eindringen einer zu großen Helle zu vermindern. N\*\*\* schien sehr aufgeregt, was durch den höchst unordentlichen Zustand des Lagers bewiesen wurde. Er hatte die Arme über der Brust gekreuzt, den Kopf auf der linken Schulter, tief in das Kopfkissen gedrückt. Sein blaßes, hageres Gesicht, sein erschöpftes, leidendes Ansehen betrafen mich lebhaft. Er bewegte sich nicht, hielt aber seine Augen starr auf mich geheftet.

»Doctor, lieber Doctor,« sagte er endlich, »welch' entsetzliches Ereigniß, welche schreckliche Lage! Nicht so, mein Anblick ist wirklich abscheulich?«

»Abscheulich, schrecklich, entsetzlich . . . was wollen Sie sagen? Ich begreife den Sinn Ihrer Ausdrücke nicht. Von welcher Lage reden Sie? Was ist Ihnen zugestossen? Sind Sie krank?«

»Welche Frage . . . ob ich krank bin?« Er schwieg einige Secunden; sodann fuhr er fort: »Seit diesen Morgen um 8 Uhr habe ich die ersten Wahrzeichen verspürt.«

»Wenn Sie in Räthseln sprechen, lieber Herr von N\*\*\*, kann ich Sie weder begreifen, noch heilen.«

»Um acht Uhr, um acht Uhr!« wiederholte er, ohne auf mich zu hören. »Finden Sie nicht das Ereigniß in einem hohen Grade merkwürdig? Gewiß hat sich ein ähnlicher Fall nicht oft dargeboten. Sagen Sie mir aufrichtig, welche Wirkung ich auf Sie gemacht, als Sie hereingetreten sind? Hatten Sie Lust, über mich zu lachen, oder mich zu bedauern? Es ist eine, ich möchte sagen, bloße wissenschaftliche Frage, die ich an Sie richte.«

»Ich muß gestehen,« rief ich etwas ungeduldig, »daß ich jetzt eine ganz andere Frage an mich selbst richte, nämlich die, zu wissen, ob Sie mich haben rufen lassen, um mich zum Besten zu haben? Da ich jedoch keine Zeit zu verlieren habe, so erlauben Sie, daß ich mich entferne.«

»Ich Sie verspotten? Sie scherzen. Wie, haben Sie denn keine Augen? sind Sie diesen Morgen blind? Bemerken Sie denn nicht die entsetzliche, die befremdende Umgestaltung, welche sich mit mir ereignet?«

»Ich bemerke nur, daß Ihre Worte die eines Wahnsinnigen oder eines Fieberkranken sind. Lassen Sie mich Ihren Puls fühlen.«

»Ich ein Wahnsinniger! Auf Ehre, Sie mögen es eher seyn, als ich. Oder sind Sie hierher gekommen, um mich zu beschimpfen?«

»Wahrlich, ich habe dazu weder Lust noch Zeit.«

»Sehen Sie denn nicht meinen Kopf?«



»Sehr wohl, ich sehe Ihren Kopf.«

»Nun, sehen Sie denn nicht, daß er nicht mehr an seinem alten Plage, daß er umgekehrt ist?«

Bey diesen Worten, die im Tone des äußersten Unwillens ausgesprochen wurden, betrachtete mich N\*\*\* mit starrem Blick. Ich konnte mich nicht enthalten, laut zu lachen.

»Hahaha, ich habe nie einen Kranken gehabt, der besser, umständlicher und besonders wahrer die Symptome seines Uebels beschrieben. Der Kopf ist Ihnen umgedreht. . . . Ich glaube es in der That; ich habe es gleich bemerkt, als ich den Fuß in dieß Zimmer gesetzt.«

»Doctor, keinen beleidigenden Spas; ich verbitte mir das. Ihr Spott ist ganz am unrechten Orte. Ich werde es nicht dulden, daß man mich meiner Leiden wegen beschimpft. Ist es denn nicht genug,« schluchzte er, und die hellen Thränen schoßen ihm aus den Augen, »ist es denn nicht genug, schon die entsetzlichsten Empfindungen ertragen zu müssen, von denen mein Herz übertoll ist?«

Ich begriff, daß ich anders mit ihm sprechen müsse, setzte mich ruhig neben ihn auf einen Stuhl, und fragte: »Wo leiden Sie eigentlich?«

Diese Frage vermehrte seine Wuth. Er richtete sich zur Hälfte auf und schrie, sprühend vor Zorn:

»Wo ich leide, wo ich leide? Sie werden mich noch verrückt machen. Sehen Sie denn nicht? Sehen Sie nicht, daß mein Schädel seine natürliche Richtung verändert hat, daß mein Kopf umgekehrt ist,

daß mein Kinn auf meinem Rücken ruhet, daß mein Vorder- und mein Hinterkopf seine respective Stellung verändert, daß meine Stirn nach hinten, und mein Nacken nach vorn gekehrt ist! Entsetzlich, entsetzlich!»

Er verbarg den Kopf in den Bett-Lüchern, während ich aus vollem Halse lachte. Er erhob sich noch wüthender.

»Es ist Zeit, Doctor, daß wir uns trennen.«

»Und warum?»

»Weil Sie mich auf's Aeußerste beleidigen.«

»Ich will Sie weder beleidigen, noch Ihnen mißfallen.«

»Wie, ich lasse Sie hierher rufen, um Ihres Rath's mich zu erholen, um Ihre Hülfe anzusprechen bey einem der entsetzlichsten, der traurigsten Zufälle der menschlichen Natur! Sie sehen mein Unglück, und Sie, dessen Pflicht es ist, die Leiden Ihrer Mitmenschen zu mildern, Sie vermehren dieselben im Gegentheil durch Ihr empörendes Gelächter. Noch ein Mahl, und zum letzten Mahle: wollen Sie mir Hülfe leisten oder nicht? Antworten Sie kurz und bündig, oder entfernen Sie sich.«

Ich sah, daß er mit vollem Ernst sprach. Es war augenscheinlich, daß ein plötzlicher, vielleicht bald vorübergehender, aber jetzt unübersteiglicher Wahnsinn sich seiner bemächtigt. Statt ihm ferner zu widersprechen, beschloß ich, in seine Ideen einzutreten, verließ meine Lachlust, zwang mich, ernsthaft zu scheinen, und sagte zu ihm so ruhig, als es mir irgend möglich war:

»Ich sehe jetzt, lieber Herr von N\*\*\*, warum es sich handelt.«

»Endlich; ein großes Glück, meiner Treu.«

»Ich will Ihnen nun gestehen, daß ich gleich bey dem Eintritt in dieß Zimmer Ihre Gebrechlichkeit bemerkt habe. Indessen ist die Sache so außerordentlich, der Zufall so selten, daß ich meinen Augen nicht getrauet. Ich kenne Ihre Sonderbarkeiten, Ihre Späße, und habe vorausgesetzt, Sie wollten mich bey dieser Gelegenheit bloß zum Besten haben.«

»Ich Sie zum Besten haben; großer Gott!«

»Der Kopf ist Ihnen also wirklich umgedreht?«

»Es ist leider nur zu gewiß.«

»Ich frage nochmahls, sind Sie dessen vollkommen gewiß?«

»So gewiß, als ich lebe und mit Ihnen spreche.«

»Hängt dieser befremdende Zustand nicht bloß von Ihrem Willen ab?«

»Zum Teufel, welche Frage. Denken Sie, es mache mir Spaß, so entsetzlich entstellt zu seyn?«

»So ist es ein Phänomen, eine Abweichung von der allgemeinen Regel. Der Fall ist selten, sehr selten; aber er kann sich ereignen. Das Ausdrücken hat manchmahl ähnliche Zufälle erzeugt.«

»Halten Sie mich für ein Kind, Doctor? Glauben Sie, Ihre ironische Absicht entgehe mir? Sie täuschen sich. Ich wiederhole es, Ihr Spott ist hier ganz an unrechtem Orte. Ersparen Sie ihn einem Unglücklichen. Ich bin bey kaltem Blute. Mein Gehirn ist vollkommen gesund. Ich erwäge, beurtheile

besser als je. Ich bin Meister aller meiner geistigen Eigenschaften, um so besser fühle und begreife ich die entsetzliche Neuheit der Thatsache, für welche ich Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehme, die ich Ihrem guten Herzen und Ihrem tiefen Wissen empfehle. Der Zufall, an welchem ich leide, ist reell, zu reell. Mein Kopf ist umgedreht; ich sehe, ich fühle es.«

»Ich bemerke es ebenfalls mit Schmerz,« entgegnete ich. »Wir müssen jetzt nur darauf sinnen, den unglaublichen Zufall richtig aufzufassen, um seine traurige Wirkung zu vernichten. Es ist darum zu thun, Alles wieder in den vorigen Stand zu setzen, woran ich keineswegs zweifle.«

Der Fall ist schreckhaft entsetzlich, abscheulich, Aber größer nicht als die Güte der Götter\*).

»Immer noch Ironie. Ich kann nicht dulden. . .«

»Beruhigen Sie sich, lieber Herr von N\*\*\*, und statt böse zu werden, unterrichten Sie Ihren Arzt von der Art und Weise, auf welche diese außerordentliche Revolution Ihres Kopfes sich ereignet. Welches waren davon die ersten Symptome? Waren sie schmerzhaft? Haben Sie den Schädel sich plötzlich auf dem Kumpfe umwenden gefühlt? Oder war das Phänomen langsam und fortschreitend?«

»Sie sollen Alles erfahren. Diese Nacht, oder vielmehr diesen Morgen, träumt' ich, auf Barbados zu seyn. Sie wissen, ich habe dort ein Gut, Pflanzungen, Erbe von meinem Oheim. Ich wollte (wenig-

\*) Shakespeare's Hamlet.

stens glaubte ich das) eine dieser Pflanzungen besuchen, und ich war von meinen Negerklaven umringt, als ein furchtbarer Windstoß aus Nordost sich erhob. Bäume, Menschen, Thiere, der Boden selbst, auf welchem ich stand, alles wurde in einem Augenblick über- und durcheinander geworfen.«

»Ich wollte meinen Kopf umwenden, um diese Verheerung zu betrachten. Der Sturm, dessen Stärke sich verdoppelt, veranlaßte nun die entsetzliche Umdrehung meines Schädels, welche Sie sehen. Ich gab mir alle erdenkliche Mühe, meinem Körper die erste Regelmäßigkeit seiner Gliedmaßen wieder zu geben; es war vergeblich.«

»Unter diesem Streben erwacht' ich. Wie groß war mein Entsetzen, als ich erkannte, daß mein Kopf wirklich rückwärts gewendet sey. Ich rief des Himmels Barmherzigkeit an. Ich flehete zu Gott, dieses Übel abzuwenden von mir. Alles, Alles umsonst! mein Kopf veränderte seine neue Richtung nicht. Ach, lieber Doctor, welch ein Zustand, welch Elend! Ich bin grausenerregend, nicht wahr?«

»Der Zufall ist sehr traurig. Aber es gibt Mittel gegen Alles. Zeigen Sie Ihre Zunge. Geben Sie noch einmahl Ihren Puls... Hm, hm, ein wenig Fieber, das wundert mich nicht.«

Ich untersuchte nun mit der ernsthaftesten Miene seinen Hals, Kopf, Brust und Rücken. Ich verwendete selbst viel Zeit dazu, während ich an mich halten mußte, um nicht mehrmahl's laut zu lachen.

»Ich begreife kaum,« sagte N\*\*\*, »wie diese

schreckliche Verrenkung mich nicht auf der Stelle getödtet.«

»Sie müssen das der Nachgiebigkeit der Knorpel zuschreiben.«

»Und meine natürlichen Verrichtungen: wie wird es mit ihnen gehen?«

»Wie wenn sich nicht das Mindeste ereignet hätte.«

»Ich besorge, daß die zu meiner Wiederherstellung erforderliche Operation sehr schmerzlich und gefährlich seyn wird.«

Es war mir unmöglich zu antworten. Meine Lippen waren convulsivisch aneinander gedrückt, um nicht ein heftiges Lachen hervorplagen zu lassen. Ich suchte ein Mittel, den Kranken von seiner seltsamen Verirrung zu heilen. Endlich erwachte ich aus meiner Träumerey, und rief wie Archimed:

»Ich hab' es, ich hab' es.«

»Was haben Sie?«

»Das Mittel, Sie zu heilen. Es kann allein im Stande seyn, das Resultat zu erzielen. Ihr Kopf wird wieder seinen frühern Platz einnehmen, und...

»Sie versprechen es mir?«

»Ich verspreche Ihnen einen vollen Erfolg, doch müssen Sie pünctlich alle meine Vorschriften beobachten.«

»An mir soll es nicht fehlen. Aber, lieber Doctor, wie kann ich Ihnen meine Erkenntlichkeit beweisen? Verfügen Sie über Alles, was ich besitze. Bestimmen Sie Ihre Entschädignng. Ich werde Ihnen ewig

dankebar seyn, wenn Sie mich einer Lage entreißen, die mich zur Verzweiflung bringt.«

»Der beynah unzubezweifelnden Aussicht auf eine glückliche und radicale Heilung ungeachtet, möchte ich Ihnen nicht mit eitler Hoffnung schmeicheln. Befolgen Sie nicht auf's Pünctlichste alle meine Vorschriften, muß der Versuch erfolglos bleiben. Um unserer Sache gewiß zu seyn, lassen wir das Mittel einen ganzen Tag wirken. Sie werden ihn im Bette zubringen, bey dichtverschlossenen Fensterladen. Versprechen Sie mir das?«

»Alles, Alles was Sie wollen. Aber worin besteht Ihr Mittel? Ich wünsche es zu wissen.«

»Ich kann es Ihnen nicht sagen. Jede genauere Erklärung über diesen Punct würde nur die Wirkung vermindern.«

»Muß ich mich auf heftige Schmerzen gefaßt machen? Ich werde sie ertragen. Ich gebe dem Tod vor meinem jetzigen Zustande den Vorzug.«

»Fürchten Sie nichts. Geduld, strenge Beobachtung meiner Vorschriften, und Alles wird gut gehen.

»Aber das Mittel, das Mittel...«

Ich verspreche Ihnen, auf meine Ehre, Sie davon umständlich zu unterrichten, wenn Sie genesen seyn werden.

»Soll es innerlich oder äußerlich wirken?«

Auf die eine und auf die andere Weise. Das innerliche Mittel wird nur vorbereitend seyn. Die vollständige Heilung hängt aber von dem Äußerlichen ab.

Dies Mittel nun (um den Leser sogleich in das Erheiternde Taschenbuch.

große Geheimniß einzuweihen) war weder heftig wirkend, noch schmerzerregend. Drey Pillen von Weizenmehl in jeder Stunde; ein auf den Hals gelegter Umschlag von Brotkrume, zur Erweichung dieser Theile; einige Tropfen Laudanum zur Beruhigung des Kranken; das war die glänzende Arzney-Entdeckung, welche ich gemacht, und durch die ich meinen eingebildeten Kranken zu heilen hoffte. Sydenham, Boerhave, selbst Theoprastus, Bombastus, Parazelsus von Hohenheim, und ihre Nebenbuhler, hatten nie etwas Ähnliches erfunden.

Um den wiederholten Fragen des Kranken auszuweichen, begann ich eine lange Dissertation, von der ich am Ende selbst nichts verstand, die ihn jedoch voraussetzen ließ, daß sein Kopf bald wieder den früheren unverletzten Zustand gewonnen haben werde. Ich hoffte, daß die von dem Umschlage verursachte Erweichung, in Verbindung mit der regelmäßig alle zwanzig Minuten zu nehmenden Pille, auf seinen »Kappsa« eine gute Wirkung erzeugen werde. Ich versprach am nächsten Morgen wiederzukommen.

Einmahl in der Straße, that ich mir keine fernere Gewalt an, und ließ meinem Lachen freyen Lauf. Eine Dame von meiner Bekanntschaft, welche mir begegnete, als ich noch nicht zu Athem gekommen, ermangelte nicht aus christlicher Liebe und freundschaftlicher Gefälligkeit zu verbreiten, daß ich über meine Kranken mich lustig mache, und daß ihre Leiden mir Stoff zum Lachen gäben. Eines bösen Weibes Zunge ist des Teufels officielle Zeitung.



Mögen Philosophen, wenn sie es können, jene unglaubliche Täuschung erklären. Mögen sie uns sagen, wie ein Mann so geordneten Unsinn schwagen, wie er einen Arzt über eine Krankheit zu Rathe ziehen kann, die er nicht hat; wie er im Stande ist, der Augenscheinlichkeit, dem Zeugniß seiner Sinne selbst zu widerstehen, und seinen Kopf umgewendet zu glauben, während er noch auf derselben Stelle ist? Mögen die Physiologen uns darüber ihren »Sens« aufzählen.

Mein Mann mit dem umgedrehten Halse hatte durchaus nichts Zerrüttetes in seinem Sehorgan. Seine Sehnerv war unverfehrt. Seine Gesundheit war blühend und kräftig. Die Milzsucht, an welcher er litt, beurfundete sich nur auf eine einzige Weise, offenbarte sich nur durch diesen befremdenden Widersinn.

Am andern Morgen, um elf Uhr, war ich bey N\*\*\*. Ich traf zuerst auf den Negern Nambo. Seine großen weißen Augen verbreiteten einen Glanz der Heiterkeit über sein schwarzes Gesicht, der mit dem Schatten seiner gestrigen Traurigkeit auffallend contrastirte. Seine Muskeln waren gespannt, und ich sah, daß der arme Kranke auf Alles, was ihn umgab, denselben Einfluß ausübte.

»Hahaha!« rief Nambo halbblaut lachend. Mein Herr drunter und drüber. Kopf rechts, Kleider links... Hahaha!«

Er wendete seine Kleider her und hin, Knöpfte sie zu und auf, und konnte dennoch mir nicht begreiflich machen, warum es sich handle. Ich trat in N\*\*\*s

Zimmer, wo sich mir das sonderbarste Schauspiel darboth.

Das Frühstück befand sich auf einem Tische vor dem Kamin. Ein Freund des Kranken, ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter, saß hinterm Tische, das Gesicht gegen die Thür gerichtet. Der Milzsüchtige wendete derselben Thür den Rücken.

Statt auf gewöhnliche Weise bekleidet zu seyn, hatte er zu seinem Gebrauch eine mit dem Zustande seines Kopfes in Übereinstimmung stehende Weise angenommen. Weinkleider, Weste, Strümpfe, Rock, bis auf das Halstuch: er hatte sich Alles verkehrt anlegen lassen. Rock und Weste waren auf dem Rücken zugeknöpft, und die künstliche Schleife seines Halstuches befand sich im Nacken. Die Verkleidung konnte nicht komischer seyn. Die Schwalbenschwänze des Fracks bedeckten seine Knie. Die Rundung des Hintertheils der Hosen bildete einen Doppelbauch. Das Jaboth, mit der Brillantnadel, entfaltete sich auf dem Rückgrath, und der Hemdkragen reichte ihm bis zur Nase. — Auf solche Weise hatte er seinen Neeger gezwungen, ihn anzukleiden, um seiner Gesellschaft mit Decenz sich zu zeigen.

Der Rechtsgelehrte blickte starr in's Kaminsfeuer, und wagte es nicht, den Kranken zu betrachten. Die Mühe, welche er sich gab, sein Lachen zurückzuhalten, hatte ihn gewisser Massen aufgeschwellt. Ich nähete ernst und schweigend. Die beyden Freunde erhoben sich. M\*\*s tiefe Traurigkeit, die Caricatur, welche er gewährte, und die Gewalt, welche wir uns

anthun mußten, um unsere Feyerlichkeit zu bewahren, bildeten eine Scene, die ich nie vergessen werde.

Man weiß, wie ansteckend das Lachen ist. Ich erstickte. Ein leises Geräusch, eine Art Seufzer, der mir eine zu heftige und zu lange dauernde Zurückhaltung abpreßte, wurde das Zeichen eines doppelten Lachausbruches, von welchem der unglückliche Gegenstand desselben sich hart verlegt fühlte. Umsonst biß ich mir die Unterlippe, und rief mir die Nothwendigkeit in's Gedächtniß, mich zu mäßigen. Des Rechtsgelehrten schallendes Gelächter fand bey mir ein Echo, denn die seltsame Gestalt N\*\*\*s war beständig vor mir. Dieß erschütternde Duo dauerte länger als drey Minuten. Der Kranke erhob sich außer aller Fassung und fragte mehrmahls: »Was soll ein so außerordentliches Betragen bedeuten, meine Herren?«

Vor Lachen konnte ich nicht zur Sprache kommen. Ich begnügte mich, mit dem Finger auf seinen närrischen Anzug zu deuten. Diese Apologie, weit entfernt, ihn zu befriedigen, vermehrte nur seine Wuth. Er stampfte mit den Füßen, und schalte aus allen Kräften. Der Neger trat herein. Sein Herr schrie ihm zu: »Nambu, begleite diese Herren, begleite sie bis zur Thür, und bitte sie, nicht zu warten, bis ich sie hinauswerfen lasse.«

Der Neger schlug ein noch größeres Gelächter auf als wir. N\*\* hätte ihn gern geprügelt, aber die verkehrte Kleidung hemmte alle seine Bewegungen. Wir setzten uns, indem wir einige Worte zu unserer Rechtfertigung sagten. Mein ganzer Körper zitterte.

Meine Nerven waren erschüttert durch den gewaltigen Lachkrampf, dessen ich kaum Meister werden konnte. Eine seltsame Unterhaltung begann. »Ihr seyd geschickte Leute, ihr Herren Doctoren!« rief der Kranke mit lebhaftem Unwillen.

»Worüber beklagen Sie sich, lieber Herr von N\*\*\*?« »Worüber ich mich beklage? Über Ihren Brotkrume-Umschlag, über Ihre Mehlspeisen, über Ihre Marktschreyermittel, die mir weder wohl noch wehe gethan. Mein Neger hat mich ausgelacht. Ich habe ihn gezwungen, Pillen und Umschlag zu verschlingen. Die ganze Arzneywissenschaft ist nichts als Fossenersey; die Ärzte sind nichts als moralische Betrüger, und ich bin ein Narr, mich betrügen zu lassen.«

Nach diesen Worten verfiel er in trauriges Hinbrüten. Ich schwieg. Der Ausdruck des Leidens in seinen Zügen rührte mich. Nach einer ziemlich langen Pause sagte er:

»Was soll ich thun, was lassen, was beginnen? Mein Zustand ist eben eine so merkwürdige als schreckliche Aufgabe für die Menschennaturlehre, als für die Krankheitskunde. Bey der Umwendung meines Kopfes, die Sie nicht abläugnen können, wird der Anschein unaufhörlich mich täuschen. Mein Wille wird gegen meine Handlungen ankämpfen. Statt vorwärts zu schreiten, werde ich rückwärts gehen. Keine Fernsicht mehr für Ihren unglücklichen Freund. Mein Daseyn wird nichts seyn, als ein beständiges Rückwärtsblicken. Will mein Kopf, daß ich vorwärts gehe, werden meine Füße mich rückwärts führen: Klägliche

Doppelbewegung, die sich selbst durch ihr Widerstreben neutralisiren, die mich nothwendigerweise auf jenen Zustand der Umdrehung um meine eigene Achse einschränken wird, der die Marter der Enten und Truthähne ist, die einen ihrer Flügel verloren haben. Empfindung, Vorstellungskraft, Alles wird verwirrt, dureinandergeworfen, verschmolzen seyn. Wohin soll mich das führen? Was soll aus mir werden? Der Apostel Paulus scheint von mir gesprochen zu haben, wenn er sagt: »Ich sehe das Gesez meiner Glieder im Kampfe mit dem Geseze meines Geistes.«

»Ihre Gesehsamkeit,« sagte ich lachend, hat wenigstens nicht durch Ihre Gebrechlichkeit gelitten.«

Ohne auf mich zu hören, fuhr er fort: »Aber wie werden meine natürlichen Verrichtungen, mein ganzes thierisches Leben, ihre Fortsetzung gewinnen? Wie werden die Organe des Gehirns und der Verdauung sich mit dieser Unwälzung aller meiner Eigenschaften vertragen? Bin ich denn eine eingefleischte Seltenheit, eine lebendige Lüge, ein Ungeheuer, das man nach seinem Tode in Weingeist versenken wird, um die Neugier des großen Haufens und die Wißbegier einiger Naturforscher zu befriedigen?

Ich erstaunte, so viel Verstand mit so viel Narrheit vereint zu finden, und einen über sich selbst so verblendeten Menschen so bestimmte Folgerungen einer augenscheinlichen Abgeschmacktheit entnehmen zu sehen. Ich legte einen meiner Finger auf seine Nase, meine andere auf seinen Bauch, und fragte ihn:

»Sind meine beyden Hände eine zur andern perpendicular?«

»Kein Zweifel.«

»Berührt die eine nicht Ihren Bauch und die andere Ihre Nase?«

»Ja.«

»Ihre Nase ist in Mitte Ihres Gesichts. Es ist also klar. . .«

»Lassen Sie mich; Ihre Erklärung ist ungereimt, sie ermüdet mich. Seit einer Stunde zwingen Sie mich, den Kopf über meine Schulter zu drehen, bloß um mich zu verspotten. Ihr Begehren ist ungerecht; man könnte es selbst grausam nennen.«

Er warf sich in seinen Lehnstuhl, und schien gänzlich erschöpft. Seine Augen waren auf das Feuer geheftet. Plötzlich lachte er laut. Ich hoffte, er sey seiner Sinne wieder Meister geworden.

»Vorüber lachen Sie?«

Eine sonderbare Idee. Wenn ich jetzt irgend ein Capitalverbrechen beginge, wie würde man es anfangen, mich zu hängen? Das herrliche Schauspiel! Wie der Pöbel lachen würde! Der Henker würde vielleicht nicht den Muth haben, mich auf die Leiter zu begleiten. Noch eine Voraussetzung: wenn man mich gefesseln wollte, wie würde man sich dabey benehmen? Ha, was meinen Sie? Ich denke auch, welche drolligste Figur ich zu Pferde machen würde.«

»Quälen Sie sich nicht mit dergleichen Gedanken. Nichten Sie nicht Ihre Blicke auf die böse Seite der Gegenstände.«

»Ich bin dazu gezwungen. Die böse Seite ist die alleinige, welche ich betrachten kann.«

Er konnte sich nicht enthalten, mit uns zu lachen. Gleich nachher wollte er sich schneizen. Er suchte sein Schnupftuch, und richtete die Hand nach hinten, um es in der Tasche zu suchen, die auf seinen Lenden lag. Das erregte sein Nachdenken, und er sagte:

»Die alte Gewohnheit ist so stark, daß mir jetzt Alles ungewöhnlich scheint. Aber ich hoffe mich endlich doch zurecht zu finden.«

Ich erhob mich. Er reichte mir die Hand, und wie unbequem er sich auch in seinen verkehrt angezogenen Kleidungsstücken befinden mochte, begleitete er mich dennoch bis zur Thür.

»Das geht noch ziemlich gut,« sagte ich, »für Jemand, der rückwärts schreitet. Sie haben eine große Leichtigkeit in der Bewegung.«

Er schwieg einen Augenblick, dann entgegnete er:

»Es kostet mir bey allem dem eine gewisse Mühe. Diese neue Gewohnheit scheint mir sonderbar. Aber was hilft's, ich muß mich gewöhnen.«

Dieser »Napps« dauerte einen ganzen Monath. All mein Einreden, alle Mittel schlugen fehl. Ich verordnete Bäder, Veräucherungen, Douchen; Alles vergeblich. Endlich gerieth mir zufällig ein altes medicinisches Werk in die Hände, dessen Verfasser eine Cur andeutete, durch welche ein eben so mürrischer Kranker als Herr von N\*\*\* geheilt worden. Jener hatte sich nämlich eingebildet, seine Nase sey größer als

Erweiterndes Taschenbuch.

sein ganzer Körper. Man hatte ihn durch eine sehr starke, anhaltende Bewegung geheilt.

Ich beschloß, noch weiter zu gehen und meinen Kranken einem elektrischen Schläge zu unterziehen. Durch eine Menge Beweisgründe überredete ich ihn, daß, um seinen Kopf wieder in seine frühere natürliche Lage zu bringen, die Elektrifirmaschine das allein zweckmäßige und wirksame Mittel darbiethete. Er erkannte die »Nichtigkeit« meiner Gründe, die in der That nicht ausschweifender waren, als seine Narrheit.

Man denke sich seinen Saal von zwey Wachsferzen sparsam erhellet. Nambo, der Neger, durch unsere Vorbereitungen erschreckt, ging uns bey unserer Anordnung zur Hand. Ein Wundarzt half mir die Maschine laden, während der Kranke auf seinem Sopha ruhete, und einen furchtsamen Blick auf das Krystrad und die Zugehör heftete. Nicht ohne Mühe vermochten wir ihn, sich die Arme befestigen und die Augen verbinden zu lassen. Wir sagten, diese Vorsicht sey unumgänglich nothwendig, damit er sich nicht unwillkührlich bewege, und des Schläges Wirkung vermindere. Nambo, der uns lächeln sah, begann seinen ängstlichen Ernst zu verlieren. Er hätte Alles verdorben, hätten wir ihn nicht sogleich entfernt.

Endlich war die Maschine geladen. Sie sprühete, brausete, knisterte. Herr von N\*\*\* erhielt einen Schlag und sprang auf. Es war mir nicht möglich, seinem Halse den heftigen Ruck zu geben, der die Genesung seiner verletzten Einbildungskraft herbeyzuführen



solte. Er befühlte sich auf allen Seiten und rief:  
 »Etwas ist losgesprungen; es geht schon viel besser.«

»Jetzt noch ein Schlag; bleiben Sie ruhig.«

Wir luden abermahls die Maschine und banden des Patienten Arme noch fester als zuvor. Der Conductor wurde gegen den Kranken Theil, oder gegen den, welchen N\*\*\* für krank hielt, gerichtet. Der Funke sprang. Mein Gehülfe richtete einen starken Schlag gegen des eingebildeten Leidenden Hinterhaupt. Ich benutzte denselben Augenblick, seinen Kopf so heftig zwischen den Schultern zu drehen, daß er davon eine schmerzhafteste Bewegung verspüren mußte.

»Ah'!« schrien wir zugleich.

»Ist's vorüber?« stammelte Herr von N\*\*\*.

»Ja, die Genesung ist vollkommen.«

»Gott sey gelobt!« sagte er, und betrachtete sich in einem Spiegel. Er schien zufrieden.

»Liebe Freunde,« rief er, mit Thränen in den Augen, »welch einen wichtigen Dienst haben Sie mir geleistet. Welch ein Glück, ich bin nun doch wieder wie alle übrigen Menschen.«

Auf meine Verordnung legte er sich in's Bett, blieb zwey Tage in demselben, und war nun radical geheilt.

## VIII.

### Die Verwundeten in den drey July- Tagen zu Paris, und die bey ihnen gemachten Bemerkungen.

---

Die Ereignisse in den Julytagen des Jahres 1830, welche in der ungeheuren Hauptstadt Frankreichs Statt gefunden, werden große Erinnerungen zurücklassen, sie werden von Kindern und Kindeskindern wieder erzählt werden. Alles, was darauf Bezug hat, ist von hohem Interesse für Gegenwart, wie für Zukunft. Und in dieser Hinsicht scheint uns diese Mittheilung einiger Beachtung nicht unwerth.

Hundert sieben und sechzig Verwundete wurden in der Charité verpflegt. Die meisten wurden am 29. July dahin gebracht, während und nach dem Angriff auf den Louvre, in dessen Nähe sich dieses Krankenhaus befindet. Tags vorher hatte man nur ungefähr zwanzig eingebracht. Mehrere ließen sich bloß verbinden, und begaben sich sodann in ihre Wohnungen.

Unter der Hauptzahl aller Verwundeten, welche in der Charité verpflegt wurden, befanden sich auch einige Frauen, Kinder und Greise, die an dem Kampfe Antheil genommen. Aber die meisten waren Männer

in der vollen Stärke des Alters. Ein Drittheil ungefähr gehörte zu den verschiedenen Armeecorps. Dieselben Menschen, welche einige Augenblicke vorher sich gegenseitig umzubringen bedacht gewesen, lagen jetzt bunt durch oder dicht neben einander, und wenn einige von ihnen, ihrer Schmerzen wegen, noch Worte des Hasses ausstießen, unterstützten die meisten doch den Eifer der Aerzte bey Behandlung der Unglücklichen, zu welcher Partey sie auch gehören mochten.

Auf allen Seiten sah man frische Wunden und Blut, verstümmelte Glieder, Sterbende, oder Menschen, die, auf ihrem Schmerzlager ausgestreckt, ängstlich die Blicke der Aerzte beobachteten. Die sonst so ruhigen Sälte hallten von Geschrey wieder, von den Bitten der Ankommenden, die Hülfe verlangten, von dem Jammer der Unglücklichen, die unter dem Messer klagten, von dem Todesröcheln der Sterbenden, von dem Triumphgesang und dem Rachegeschrey derjenigen, welche die Verwundeten getragen, und die wieder zum Kampf zurückkehrten.

Der unermüdlische Doctor Dour war überall von mehreren jungen Aerzten unterstützt, zu welchen sich bald eine Menge auswärtiger Practicanten und Böglinge der medicinischen Schule gesellten. Junge Frauen erschienen mit ihren Dienerinnen, um die Kranken zu pflegen. Sie brachten Charpie, Binden, selbst Leintücher ic.

Zwanzig Schwerverwundete unterlagen dem Tode am 28., 29. und 30. July. Einige bald nach ihrer Einbringung, andere fünf bis sechs, oder binnen vier

und zwanzig Stunden nachher. Von den 147 andern starben noch 16 während dem Monath August und 4 vom 1. bis zum 25. September. Seitdem zählt man keinen Todesfall.

Unter den Ueberlebenden befanden sich 19 Soldaten von der Linie, die einige Tage nachher nach dem Val de Grace (einem Militär-Spital) gebracht wurden. Ihre Wunden waren leicht, und es ist nicht zu bezweifeln, daß sie vollkommen hergestellt worden sind. Die Soldaten, welche schwer verwundet waren, blieben in der Charite.

Einige der Eingebrachten hatten Säbelhiebe, vorzüglich aber Bayonettstiche erhalten. Ihre Wunden waren leicht, mit Ausnahme eines Einzigen, der noch nicht vollkommen wieder hergestellt ist.

Die meisten waren durch Flintenkugeln verwundet, und einige dieser Verletzungen waren besonders gefährlich, indem die Streitenden sich sehr nahe gewesen. Bey alledem waren die auf solche Weise erhaltenen nicht mit denen durch Kanonenkugeln verursachten zu vergleichen, welche ganze Glieder zermalmen oder abreißen.

Man hat behauptet, daß mehrere Flinten- oder Pistolenkugeln gehackt gewesen. Das ist eine Verleumdung. Es ist möglich, daß einige Kugeln sich zuerst gegen die Mauer, oder gegen Eisenstangen und Gitter, breit geschlagen, bevor sie durch ihr Zurückprallen eine Verwundung veranlaßten. Aber man hat keine wirklich gehackte Kugel gefunden. Man beurtheile, wie man will, den von militärischem Ehrbe-

griff geleiteten Soldaten; aber man leihe ihm nicht Abscheulichkeiten, deren er sich nie schuldig gemacht.

Die Kopfwunden nahmen größtentheils eine glückliche Wendung; oft gegen alles Erwarten. So wurde ein Mann geheilt, bey dem die Kugel unter dem Auge eingedrungen war. Glücklicher Weise konnte man sie herausziehen, wobey zugleich ein Theil des Gehirns entschlüpfte. Man drängte es wieder zurück, wonach die Wunde sich in einigen Tagen verschloß.

Bey einem Andern war die Kugel an der Nasenwurzel, im rechten Augenwinkel, eingeschlagen, und hinter dem rechten Ohr wieder herausgedrungen, jedoch bergestalt, daß sie unter der Haut stecken blieb. Sie wurde mit Leichtigkeit herausgenommen, und die doppelte Wunde verschloß sich bald; jedoch blieb der Verwundete taub, und die rechte Hälfte seines Gesichts gelähmt.

Auf eine ähnliche Weise wurde ein Dritter wieder hergestellt, bey dem die Kugel durch eine der Schläfe herein- und an der andern herausgekommen war. Mehrere zerbrochene Knochentheilchen konnten herausgezogen werden. Aber das Auge war verletzt, und der Unglückliche, der vorher schon einäugig gewesen, erblindete gänzlich.

Die in der Brust oder im Bauche Verwundeten waren weniger glücklich. Beynahe alle starben, und die zwanzig, welche in den drey ersten Tagen unterlagen, so wie die zwanzig später Gestorbenen, waren beynahe alle auf diese Weise verletzt. Jedoch muß man bemerken, daß ihre Wunden nicht leicht, sondern

vielmehr sehr schwer waren, und einige der edlern Lebensgefäße verletzt hatten.

Indessen rettete man doch einen Unglücklichen, dessen linke Hand, rechter Vorderarm und rechte Lunge von einer und derselben Kugel durchbohrt worden waren. Er hatte die Arme über der Brust gekreuzt, und die linke Hand lag auf dem rechten Arm, als er verwundet wurde. Die Kugel war unter der linken Brust hereingedrungen und im Rücken wieder herausgefahren. Der Kranke spie nach einigen Tagen eine große Menge Materie aus.

Zwey Verwundete wurden auf eine wirklich wunderbare Weise gerettet. Der erste war an der rechten Seite verwundet, und der ganze Bauch war durchbohrt. Ein Theil der Eingeweide war zerrissen, und die Excremente drangen aus den Wunden, jedoch nur während vier oder fünf Tagen, wonach die beyden Öffnungen sich verschlossen. — Der Andere, ein achtzehnjähriger Bäckergefell, hatte eine Kugel mitten in die Magenhöhle erhalten. Sie war im Rücken wieder herausgedrungen und durch den Magen gegangen; wahrscheinlich hatte sie auch die Leber und die Gallenblase verletzt. Man konnte das nach dem Ausfluß der Galle durch die Wunde schließen. Einige Zeit floß auch ein Theil seiner Getränke durch die Öffnung, welche sich am zehnten Tage verschloß, wonach der Verwundete das Spital verlassen konnte, ohne daß während der ganzen Zeit sein Leben in Gefahr gewesen war.

Bey mehreren Verwundeten waren die Knochen

verlezt, und zwar bey der Hälfte von allen an den Armen, und bey der andern Hälfte an den Weinen. Bey den meisten waren die Knochen nicht allein zerbrochen, sondern vollkommen zersplittert. Zehn derselben mußte man sogleich die verletzten Glieder abschneiden. Bey zwanzig andern verschob man die Amputation so lange, bis sie unumgänglich nothwendig wurde.

Unter den gleich anfänglich Amputirten befand sich ein fünfzehnjähriger Knabe, der später von der Nation adoptirt wurde, und ein Mann, Namens Vidocoq, der, während man ihm den Arm abschchnitt, mehrmahls schrie: »Es lebe die Charte!« Beyde überlebten die Operation; eben so fünf andere, während drey zwischen dem dreyßigsten und fünf und dreyßigsten Tag nach der Amputation starben.

Mehr noch zu beklagen waren diejenigen, deren Glieder man zu erhalten gehofft, und die zwanzig oder mehr Tage nachher, wenn ihr Körper durch häufige Aderlässe, eine lange Diät und eine schmerzliche Eiterung erschöpft, und ihr Muth gebeugt war, sich dem Messer Preis geben mußten. Vier Personen wurden auf solche Weise am fünf und zwanzigsten Tage amputirt, und starben bald nachher. Ein Fünfter, den man in schicklicher Zeit hatte amputiren wollen, und der sich damahls weigerte, forderte zu spät diese Operation. Man glaubte sie ihm nicht verweigern zu dürfen. Er starb, bevor sie beendet war.

Man bemerkt, wie verschieden das Schicksal der Amputirten gewesen, je nach der Epoche der Opera-

tion. Dieß Resultat ist dasselbe, wie im Großen bey den Armeen, wo es eine allgemein angenommene Regel ist, in zweifelhaften Fällen sogleich zur Amputation zu schreiten. Man rettet dadurch eine größere Zahl Individuen; aber man verstümmelt auch um so mehr. Amputirte man nicht, würde man vielleicht mehr Glieder erhalten, aber auch mehr Existenzen compromittiren. Was verdient den Vorzug? Der Philosoph und der Moralist werden diese Frage auf dieselbe Weise beantworten, wie der Wundarzt.

In der Charité bemerkte man den Todeskrampf nicht. Dagegen hatten mehrere Kranke, nach Verlauf einiger Tage, starke Blutverluste. Einer der Verwundeten, welcher sich in diesem Falle befand, wurde von dem Doctor *Nour* am Morgen blaß, ohne Kenntniß und Bewegung, auf seinem Lager gefunden. Der Arzt ergriff sogleich, durch die Haut am Bauche, die große Pulsader, unterbrach den Blutlauf nach den untern Theilen und zwang das Blut zum Zurückströmen nach der Brust und dem Kopfe.

Der Kranke, welcher vollkommen todt zu seyn schien, belebte sich plötzlich wieder. Er schlug die Augen auf und blickte erstaunt um sich. Man richtete einige Fragen an ihn, die er mit Bestimmtheit beantwortete. Aber das Wunder dieser künstlichen Erhaltung war nicht von Dauer. Der Kranke verschloß bald nachher die Augen, um sie nie mehr zu öffnen.

Ein anderer Verwundeter, dem man den Arm an der Schulter abgeschnitten, schien sich seiner Genesung zu nähern, als auf einmahl ein starker



Blutverlust erfolgte, der ihn vollkommen erschöpfte. Man versuchte es, eine gewisse Quantität fremdes Blut in seine Adern zu übertragen, um ihn dadurch zu beleben. Ein junger Wundarzt, Nahmens Andral, both zu dieser Operation das seinige. Man ließ ihm zur Ader, und trug ungefähr ein Pfund Blut, mit Hülfe einer Spritze, die man zuvor in bis auf 32 Grad Reaumur erwärmtes Wasser gelegt, in ihn über.

Das Blut floß ohne Widerstand, und die Ader schwell an. Man bemerkte ein leichtes Leben. Der Kranke athmete tief auf. Man beobachtete ihn; man hoffte. Aber das Herz schien nicht mehr im Stande, das ihm zugesendete Blut in sich aufzunehmen und weiter zu verbreiten. Die Brust bewegte sich nur leise. Die Augen schlossen sich. Man vernahm einen Seufzer: es war der letzte.

## Muth und Tapferkeit eines zwölfjährigen Knaben.

Die gegenwärtige Erzählung der seltenen Heldenthat eines jungen Knaben, mit welcher er seine leider zu kurze Laufbahn beschloß, spricht gewiß laut zum Herzen eines jeden ruhigen, unparteyischen Menschenwürdigers: daher die Mittheilung dieser LebensScene für unsere geneigten Leser nicht ohne Interesse seyn, und deren Theilnahme erregen dürfte.

Volney Beckner wurde zu Londonderry, in Irland, geboren. Zufall hatte ihm die Vortheile der Geburt und des Vermögens versagt, aber Natur und Erziehung hatten in seiner Seele die außerordentlichsten Eigenschaften niedergelegt. Als Sohn eines armen Matrosen konnte er keinen andern Unterricht sich erwerben, als den, welchen seines Vaters Gewerbe, für welches dieser ihn von zartester Kindheit an bestimmte, gewähren mochte. Schon früh beurkundete dieser Knabe eben so viel Seelengröße, als feste Entschlossenheit und bewunderungswürdigen Muth. Er würde es weit gebracht haben, hätte die Vorsicht ihm ein längeres Daseyn geschenkt.

Volney's Vater, ein unerschrockener Seemann,

durch die Entbehrungen und Gefahren seines Gewerbes von Grund aus abgehärtet, hatte den Entschluß gefaßt, aus seinem Sohn einen noch bessern Matrosen, als er selbst war, zu machen, was viel heißen wollte.

Das Kind, welches eine vortreffliche Constitution hatte, war kaum ein Jahr alt, als sein Vater es mit sich am Bord nahm. Entbehrungen und Abhärtungen jeder Art entwickelten rasch seine physische Stärke. Ohne von der spartanischen Kinderzucht das Mindeste zu wissen, behandelte Beckner seinen Sohn beynah ganz nach den Grundsätzen derselben. Der Knabe ertrug, ohne sich zu beklagen, mit unwandelbarer Heiterkeit Hunger und Durst, Hitze und Kälte, Ermüdung und Schmerz. Mit Ruhe stellte er sich jeder Gefahr entgegen, war begierig auf Arbeit, wie Andere auf Vergnügen; mit einem Worte, er unterzog sich freudig Allem, was im Stande war, die Stärke des Körpers und die Energie der Seele zu vermehren.

Die Schwimmkunst war der erste Gegenstand, auf welchen seines Vaters Aufmerksamkeit sich richtete. Sie ist in der That wichtiger, als man gewöhnlich glaubt. Als gymnastische Übung hat sie ein unbestreitbares Verdienst, als Rettungsmittel wird sie gewisser Maßen eine öffentliche Tugend. Bey dem Seefahrer sollte sie jeder anderen Übung vorausgehen; denn für ihn ist sie eine dringende Nothwendigkeit.

Der kleine Bolney konnte noch nicht sprechen, als sein Vater ihn bereits in die Fluth tauchte, und ihm, an einem Arm haltend, andeutete, wie er sich zu bewegen habe, um zu schwimmen. In einem Alter von

vier Jahren schwamm er bereits in ziemlicher Entfernung dem Schiffe nach, in welchem sein Vater sich befand, dessen Auge unablässig auf das Kind gerichtet war, um den Moment zu erspähen, wo es ermüdet seyn möchte. In diesem Falle stürzte er sich in's Meer, ergriff seinen Sohn, und kehrte mit ihm an Bord zurück. Manchmahl, wenn er weniger erschöpft war, warf man ihm einen Strick zu, mit dessen Hülfe er sehr behend das Verdeck erklimmte.

Der kleine Beckner konnte bald mit Nutzen gebraucht werden. Er war so kühn, so thätig, daß er im heftigsten Sturm nicht einen Augenblick seine Fassung verlor. Wenn der Wind die Segel zerriß, wenn der Regen stromweis floß, setzte er efrig seine Arbeit fort, ohne die mindeste Furcht oder Traurigkeit zu verrathen.

Wenn das Schiff, von den Wellen wüthend hin und her geschleudert, bald die Wolken zu berühren, bald in die unergründliche Tiefe zu versinken schien, sah man den Knaben im Mastkorb oder im Lauwerk hängen, und mit derselben Gelassenheit den Aufruhr der Elemente betrachten, wie Jemand sie in seinem wohlverschlossenen Zimmer auf dem festen Lande bewundern würde.

Eine strenge, und selbst harte Erziehung bereitet den Menschen am besten zu heldenmüthigen Handlungen vor, zu großherziger Verzichtleistung. In unserm gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustande betrachtet man eine solche Erziehung als barbarisch und roh, obschon man nicht abstreiten kann, daß sie vortheilhaft

unsere moralischen und physischen Eigenschaften entwickelt.

Der kleine Beckner wurde mit der größten Strenge erzogen. Schiffszwieback war seine einzige Nahrung. Man gönnte ihm nur zwey oder drey Stunden Schlaf, und sein Bett war der harte Fußboden. Demungeachtet erfreute er sich der besten Gesundheit, und litt nie an einer der zahlreichen Krankheiten, welche gewöhnlich die Kinder heimsuchen.

Die Ruhmliebe, die Neigung sich auszuzeichnen, sind den meisten Menschen angeboren. Wie alle übrigen Leidenschaften, können sie erregt oder beschränkt werden. Aber man kann sie nur da entwickeln, wo ihre Keime vorhanden sind. Freylich biethen oft die Umstände die Mittel zu den schönsten Handlungen, wie zu den größten Verbrechen dar. Aber die Leidenschaft, welche dazu antreibt, existirt schon vor diesen Umständen. Man bemerkt oft bey Individuen, denen es an allem Unterricht gebricht, eine große Neigung zu den Wissenschaften, und in den untern Ständen einen Nach-eiferungstrieb, der mit ihrer gesellschaftlichen Lage wenig in Übereinstimmung zu stehen scheint.

Der Knabe Beckner war durch Bücher wenig unterrichtet. Er konnte lesen, schreiben, rechnen, und darauf beschränkte sich sein ganzes Wissen. Aber sein Geist war so durchdringend, seine Urtheilskraft so scharf, daß er auf den ersten Blick das Wahre von dem Falschen, das Gute von dem Schlechten unterschied.

Seine ersten Gedanken und Pläne beschäftigten

sich mit dem Ruhm. Seiner Unerschrockenheit, seiner Beharrlichkeit sich bewußt, mit einem starken, an Arbeit und Ermüdung gewöhnten Körper, kannte er keinen andern Wunsch, als den Augenblick erscheinen zu sehen, wo die Zauberbilder des Ruhms, mit denen seine junge Einbildungskraft erfüllt war, sich realisiren würden. Sein ganzer Ehrgeiz bestand darin, sich in der Marine auszuzeichnen.

Man fragte ihn eines Tages, was der Ruhm sey? Mit Feuer entgegnete er: »Der Ruhm ist, unserm Vaterlande nützlich zu seyn, und getreulich alle Pflichten unsers Standes zu erfüllen.«

Er war kaum zwölf Jahre alt, als er schon einen Grad, mit der doppelten Löhnung, sich erworben. Der Capitän stellte ihn allen jungen Matrosen als Muster vor, und sagte: »Wenn der Wursch so fortfährt, wie bisher, so zweifle ich nicht, daß er sich einen noch höhern Grad erwirbt, als der meinige.«

Beckners Eifer und Unerschrockenheit vermehrte sich von Tag zu Tag. Mit besonderer Vorliebe unterzog er sich den Verrichtungen, die seine Cameraden, ihrer Gefährlichkeit wegen, fürchteten. Aber von allen zahlreichen Beweisen seines Muthes, die seine zu kurze Laufbahn schmückten, ist keiner bewunderungswürdiger als der, welcher sein Daseyn beendete.

Das Schiff, auf welchem sich Beckner Vater und Sohn befanden, begab sich von Port-au-Prince (auf Haity) nach Frankreich. Unter den Passagieren war ein reicher Amerikaner, nebst seiner kleinen Tochter. Das Kind benutzte einen Augenblick, wo seine

seeckranke Wärterinn eingeschlummert war, lief auf den Vordertheil des Schiffes, und blickte in's Meer. Seine ganze Aufmerksamkeit war darauf gerichtet, als ein Geräusch es erschreckte, und es das Gleichgewicht verlieren ließ. Es stürzte in's Meer.

Der alte Beckner hatte kaum das Kind verschwinden gesehen, als er ohne Zögerung über Bord sprang, mit einiger Mühe es erfaßte, und, es mit dem einen Arm gegen sich haltend, mit dem andern dem Schiffe zuruderte. Er schwamm so gut, daß man nicht zweifeln konnte, er werde es bald erreichen. Aber in demselben Augenblicke bemerkte er einen ungeheuern Hayfisch, der auf ihn schoß, und der mit großer Heftigkeit die Fluth durchschnitt.

Von einer so nahen Gefahr bedroht, schrie er um Hülfe. Die ganze Mannschaft und alle Passagiere stürzten sich auf's Verdeck. Aber obschon man die Gefahr sah, und den muthigen Matrosen zu retten wünschte, schien es doch unmöglich, indem das Seeungeheuer ihm schon zu nahe war. Einige gegen dasselbe in aller Eile gerichtete Flintenschüsse blieben ohne Erfolg.

Unter so entsetzlichen Umständen erfaßte der junge Wolney die Größe der Gefahr, welcher sein Vater ausgesetzt war, mit einem Blicke. Er ergriff schnell einen entblößten Degen, und stürzte sich mit demselben in's Meer. Er tauchte unter, umschwamm den Hayfisch, glischte sich unter denselben mit eben so vieler Geistesgegenwart als Geschicklichkeit, und stieß ihm seine Waffe bis an's Stichblatt in den Leib. Ein so

unvermutheter Angriff und der Schmerz der Wunde nöthigten das Ungeheuer, seine Beute fahren zu lassen, während es mit verdoppelter Wuth gegen seinen Angreifer sich wendete.

Ein eben so neues als erschreckliches Schauspiel both sich nun den Blicken aller Derjenigen dar, die auf dem Schiffe mit Angst und Bittern den Ausgang des ungleichen Kampfes erwarteten. Aber weder der Anblick seines furchtbaren Gegners, noch die Stärke und Überlegenheit desselben, vermochten den jungen Becker einzuschüchtern. Unverwandten Blickes beobachtete er des Ungeheuers Bewegungen, wich besonnen seinen Angriffen aus, und brachte ihm bey jedem eine neue Wunde bey. Leider war er noch nicht stark genug, um ihm einen tödtlichen Stich zu versetzen, weshalb er bedacht war, auf den Kampf zu verzichten, und so schnell als möglich das Schiff zu erreichen.

Schon hatte man dem Vater und seinem heldenmüthigen Sohne Stricke zugeworfen, um sie auf's Verdeck zu ziehen. Aber der starke Wellenschlag und die Nothwendigkeit, eine andere Richtung zu nehmen, um der Verfolgung des wüthenden Thieres zu entgehen, vergönnten den beyden Unglücklichen nicht, die sich ihnen darbiethende Hülfeleistung zu benutzen. Sie waren indessen dem Schiffe schon ziemlich nahe. Beyde ergriffen die Stricke, welche die Matrosen ihnen zugeworfen, und diese beeilten sich, sie an Bord zu ziehen, wobey ihnen alle Passagiere behülflich waren. Der Wunsch, diese beyden unerschrockenen Men-



schen zu retten, verdoppelte alle Kräfte. Man hoffte ihnen bald die Hand drücken zu können.

Schon waren die beyden Beckner aus der Fluth gezogen; man bezweifelte ihre Rettung nicht mehr. Aber der Haysisch, obgleich mit Blut bedeckt, will seine Beute nicht entrinnen lassen. Instinct und Nachsicht lassen ihn alle seine Kräfte zusammenraffen. Er gibt sich einen gewaltigen Schwung, faßt mit seinem Rachen den jungen Volney mitten am Körper, reißt sein Opfer mitten durch, verschlingt den untern Theil, und läßt den obern am Stricke hängen.

Hey diesem Anblick stoffen die Zuschauer ein herzzerreißendes Geschrey aus, und bleiben von Entsetzen erstarrt. — Man rettete jedoch den alten Beckner, der das Schiff mit dem kleinen Mädchen, der unglücklichen Ursache des Todes eines so hoffnungsvollen Knaben, erreichte.

Das war das ruhmvolle Ende des edelmüthigen Volney Beckner. Er war ein wenig älter als zwölf Jahre, als er diesen gefährlichen Kampf bestand, der sein Leben beendete, und alle die Hoffnungen vernichtete, welche man mit so vielem Rechte auf seine bewunderungswürdigen Neigungen begründen konnte.

# Inhalt.

Seite

- |  |     |
|--|-----|
| I. Eine Matrosen = Empörung und Gründung<br>der Colonie auf der Pitkairn = Insel . . .   | 5   |
| II. Rettung eines begrabenen Scheintodten durch<br>eheliche Liebe . . . . .  | 43  |
| III. Napoleons Grab auf St. Helena . . . .   | 53  |
| IV. Die Stiergefechte in Spanien . . . .   | 62  |
| V. Die bestrafte Empörung von Kairo . . . .  | 77  |
| VI. Entführung des Papstes Pius VII. . . .   | 100 |
| VII. Notizen aus dem Tagebuche eines Arztes.<br>1. Außerordentliche weibliche Duldungskraft<br>bey Körperlichen Leiden . . . . . | 111 |
| 2. Der heitere Milzfüchtige . . . . .  | 124 |
| VIII. Die Verwundeten in den drey July = Tagen<br>zu Paris, und die bey ihnen gemachten Be-<br>merkungen . . . . .               | 148 |
| IX. Muth und Tapferkeit eines zwölfjährigen<br>Knaben . . . . .  | 156 |

## Bei Anton Mausberger,

in der großen Schulenstraße, an der Ecke der Grün-  
angergasse Nr. 850, sind zu haben:

### Die Preise in Silber-Münze.

## Erzählungen, Märchen und Skizzen.

Von Johann Langer. Zwei Bände. Auf Belinpapier  
in kl. 8. steif in gefärbtem Umschlage gebunden. Preis  
pr. Band: . . . . . 40 Kr.

### Inhalt der zwei Bände:

- Bd. 1. Numero Silftausend achthundert fünf und drey-  
sig. (Eine humoristische Erzählung.) — Die  
letzte Stunde des Socrates. — Die Audienz-  
stunde des Jupiters. (Mythologische Satyre.)  
— Der Sandberg. — Der bethörte Ritter. —  
Die Sage vom Falkensteine. — Das Haus-  
theater, oder wie es zunging, daß ich nicht hei-  
rathete. (Humoristische Erzählung.) — Ey,  
daß du wärst, wo der Pfeffer wächst! (Humo-  
reske.) — Die Löwen des Sarastro. (Romi-  
sche Erzählung.)
2. Prometheus. (Eine Mythologische Skizze.) —  
Pandora. (Mythologische Skizze und Seiten-  
stück zum Prometheus.) — Die Feye. (Eine  
altdeutsche Sage.) — Der Plazregen in der  
Brigittenau. (Eine humoristisch-philosophisch-  
moralisch-satyrische Betrachtung.) — Der Neu-  
jahrstag. (Eine komische Erzählung.) — Au-  
rorora. (Humoristische Erzählung.) — Die Gal-  
lerie im Schlosse Zachelheim. (Satyrische Er-  
zählung.) — Der Weihnachtsabend. (Erzäh-  
lung.) — Der Königstochter Page. (Eine Sa-  
ge nach dem Altenglischen.) — Was soll ich  
schreiben? — Die neueste Erzählung. (Humo-  
reske.)

**Winter = Lectüre.** Eine Sammlung Origi-  
nal = Erzählungen, Novellen und Märchen. Zwei  
Bände. Preis eines jeden Bandes, auf Post-Druckpapier,  
in gr. 12. im steifen Bände . . . . . 1 fl.

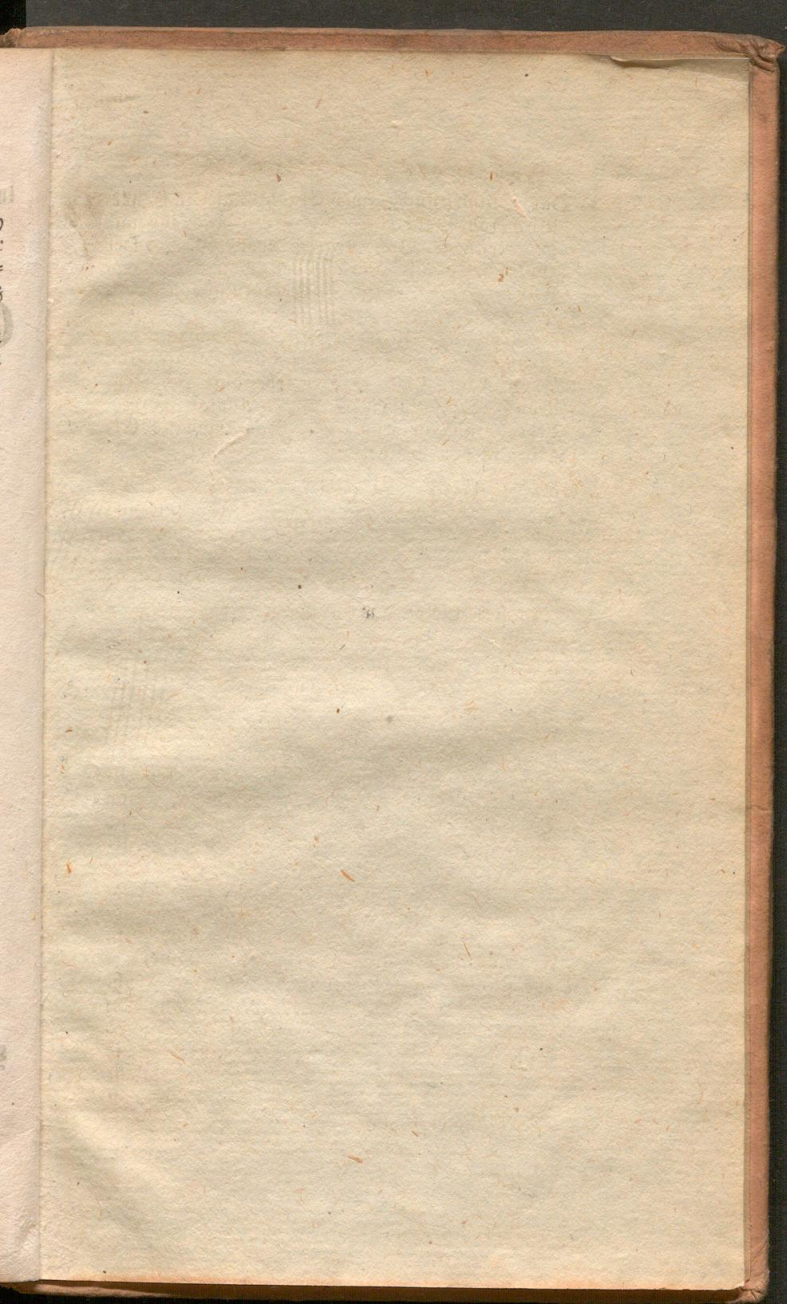
Inhalt der zwey Bände:

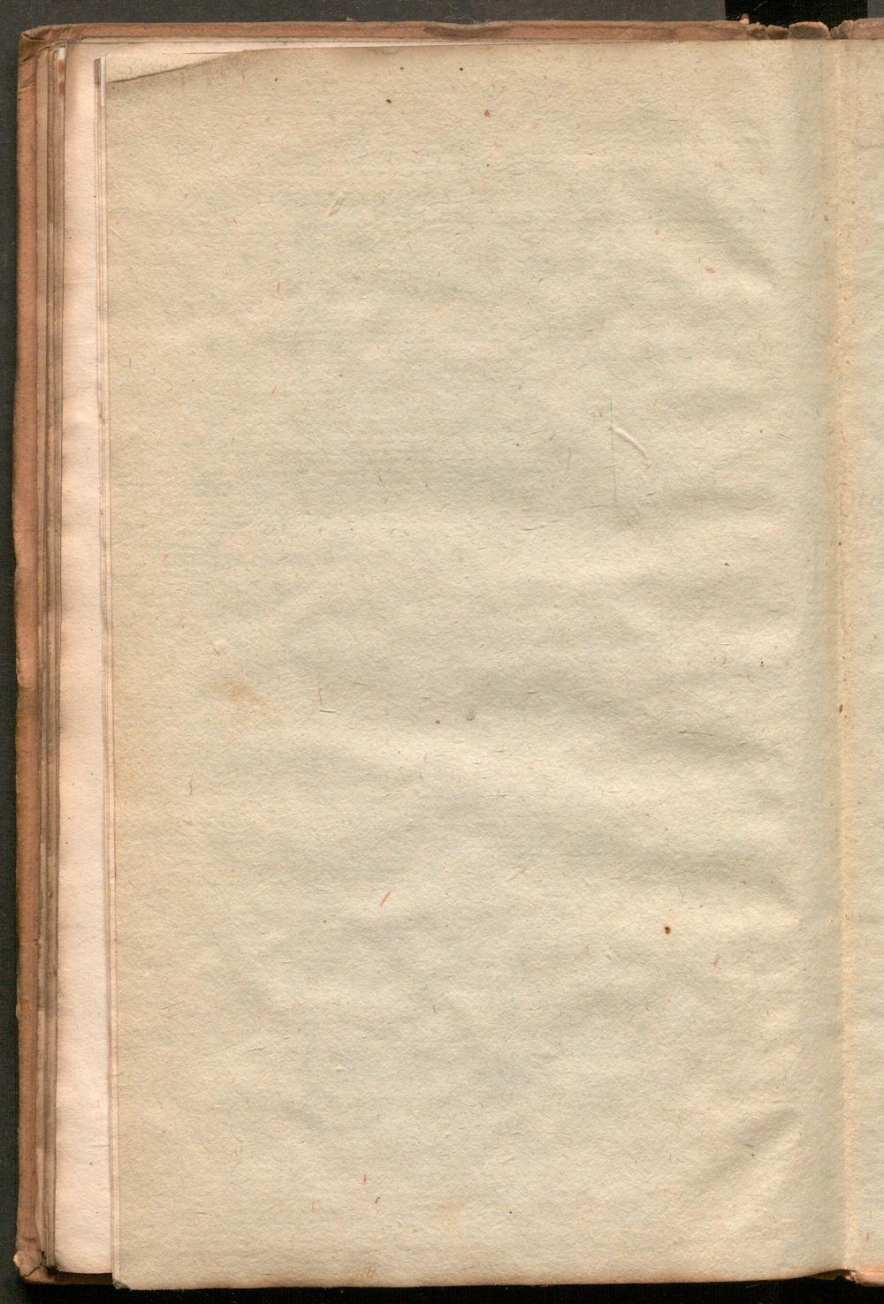
- Bd. 1. Das Blumenstück. Zwey Erzählungen in Einer.  
Von Joh. Gabriel Seidl. — Die Rückkehr nach  
der Residenz. Von Regina Froberg. — Der  
Goldschmid aus Pisa. Novelle von Deinhard-  
stein. — Das Bergschloß. Erzählung von Franz  
Xaver Told.  
2. Wie gewonnen, so zerronnen. Ein Schwank von  
Präkel. — Leichtsin, Unglück und Strafe. Von  
Franz Xaver Told. — Der lebendige Schatten.  
Von Johann Gabriel Seidl. — Adolar und Ro-  
berto. Von Chr. Kuffner. — Das Armband. Er-  
zählung von Wilhelmine v. Gersdorf.

Der Gesellschafter für alle Stände, oder  
der Erzähler des Scherzes und Ernstes. Enthaltend:  
Original-Erzählungen, Novellen und Märchen. In  
2 Bänden. Preis beyder Bände: in gefärbtem Umschlage  
1 fl. 20 kr.

Inhalt der zwey Bände:

- Bd. 1. Der Weg zum Grabe, oder Welt, Vaterland,  
Kirchspiel und Stube. Lebensbild von Johann  
Gabriel Seidl. — Das Turnier. Novelle nach  
dem Englischen. Von Dr. Eduard Sommer. —  
Fatima und Zendar, oder das unglückliche Ver-  
hängniß. Novelle aus dem Portugiesischen von  
Dr. Eduard Sommer. — Mariane. Novelle  
nach dem Englischen des J. M. Lacay. Von  
Dr. Eduard Sommer. — Frauenliebe. Nach  
einer wahren Begebenheit, von William Cooke  
Stafford. — Der Paktast des regierenden Kö-  
nigs von England zu Brighton. Nach dem Eng-  
lischen. — Angelika, oder das Gelübde der kind-  
lichen Liebe. — Familiengemälde nach dem  
Französischen, von Dr. Eduard Sommer.  
2. Liebe und Reue, Erzählung von Regina Froh-  
berg. — Der betrauerte Geist. Novelle aus dem  
Englischen der Mrs. Hofland, von Dr. Eduard  
Sommer. — Juliette und Claudine, oder die  
Freundinnen. Novelle. Nach dem Portugiesi-  
schen. — Ademai. Nach dem Persischen, von  
Dr. Eduard Sommer.





218  
D. 12. April 847

bite



Wien.

Mausberger's Druck und Verlag.

---

1837.